



Scott Turow

Befangen

scanned 04_2008/V1.0
corrected by andu

RICHTER GEORGE MASON steht mit dem Rücken zur Wand. Vor die Kammer seines Berufungsgerichts von Kindle County, Illinois, kommt der komplizierte Fall einer Vergewaltigung. Und ruft in Mason Erinnerungen an einen dunklen Fleck in seiner Vergangenheit wach. Ein anonymes E-Mail-Schreiber droht ihm wie aus dem Nichts mit dem Tod, wird immer aggressiver. Der Moment der Entscheidung im Berufungsfall rückt unaufhaltsam näher. Die verbannten geglaubten Bilder einer folgenschweren Nacht vor vierzig Jahren lassen Mason nicht mehr los. Weglaufen kann er nicht. Und eine zweite Chance bekommt man nicht geschenkt.

ISBN: 978-3-89667-349-7

Original: Picador (2006)

Aus dem Amerikanischen von Ulrike Wasel und Klaus Timmermann

Verlag: Karl Blessing

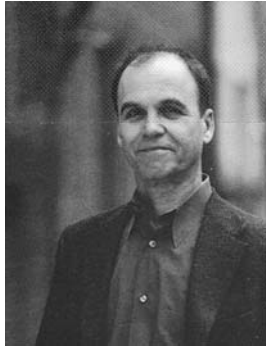
Erscheinungsjahr: 2008

Umschlaggestaltung: HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur

Buch

»Das ist mein Fall!«, entfährt es George Mason beinahe unwillkürlich. Der Prozess der Mindy DeBoyer soll neu beurteilt werden – vier Jahre nach einem Blackout auf einer Party hatte das Mädchen erfahren, dass sich mehrere Collegestudenten an ihr vergangen hatten, die daraufhin wegen Vergewaltigung verurteilt wurden. Nun legen die Täter Berufung ein, argumentieren, die Verjährungsfrist für ihr Verbrechen sei bereits abgelaufen. Der Frage, welcher Richter am Court of Appeal von Kindle County, Illinois, sich der Sache annimmt, kommt Mason zuvor. Das ist sein Fall. Was ihm jetzt schlaflose Nächte bereitet, geht über die verwickelte Rechtslage im Prozess Mindy DeBoyer weit hinaus. Es ist das hilflose Schweigen, das Patrice und ihn seit der Krebsdiagnose seiner Frau befallen hat. Es ist die unverhohlene Morddrohung, die ein Unbekannter gegen ihn ausspricht. Und es ist die lange verdrängte Erinnerung an ein Mädchen, das vor über vierzig Jahren in eine ähnliche Situation wie Mindy geraten war. Zeuge wurde damals der Collegestudent George Mason. Oder vielleicht: Täter? – Mit BEFANGEN legt der Mitbegründer des Genres Scott Turow einmal mehr einen modernen, intelligenten Justizthriller vor, der abgründige Fragen über Schuld, Reue und Vergebung stellt.

Autor



SCOTT TUROW, Jahrgang 1949, ist Partner einer großen Anwaltssozietät in Chicago. Seine vielfach preisgekrönten Romane – allen voran AUS MANGEL AN BEWEISEN, dessen Nachfolger nächstes Jahr veröffentlicht wird – stehen für internationale Buch- und Filmerfolge. Mit dem Schauplatz seiner Geschichten, dem fiktiven Kindle County, schuf Turow einen Mikrokosmos, der alle Unwäg- und Fehlbarkeiten der amerikanischen Justiz und ihrer Protagonisten offenlegt. Zuletzt erschien DER BEFEHL bei Blessing (2006).

Für Vivian und Richard

Ungern hört man die Sünde, die doch gern getan.

Shakespeare,
PERIKLES, AKT I, SZENE II

1

DIE ANHÖRUNG

»Hohes Gericht«, dröhnt Jordan Sappersteins Stimme vom Podium. »Dieser Fall muss wieder aufgenommen werden. Sie haben keine andere Wahl.«

Richter George Mason, der einige Meter entfernt hinter dem erhöhten Walnusstisch thront, muss sich zusammenreißen, sonst könnte er bei Sappersteins Theatralik keine ruhige Miene bewahren. Für gewöhnlich scheut er sich nicht, einem Anwalt deutlich zu verstehen zu geben, dass dessen Argumente nicht überzeugend sind, aber eine Grimasse zu ziehen ist – wie er schon vor langer Zeit als Kind in Virginia von seinem Vater gelernt hat – einfach unhöflich.

Die Wahrheit ist, dass George Mason gegenüber dem Fall *Das Volk gegen Jacob Warnovits et al.* einen noch größeren Widerwillen empfindet als gegenüber dem prominenten Anwalt, der jetzt seine Argumente vorträgt. Ehe er mit siebenundvierzig Jahren zum Richter berufen wurde, war George Strafverteidiger, und Gesetzesbrecher lösten bei ihm stets widerstreitende Gefühle aus – Verachtung, Belustigung, Interesse, Neid. Doch seit ihm die Verwaltung des Berufungsgerichts vor fünf Wochen den Fall Warnovits aufs Auge gedrückt hat, macht ihm der zu schaffen. Es fällt ihm ungewöhnlich schwer, die Schriftsätze zu lesen und sich die Prozessprotokolle des Kammergerichts von Kindle County anzusehen, wo die vier jungen Angeklagten vor neunzehn Monaten wegen Vergewaltigung schuldig gesprochen und zur vorgeschriebenen Mindeststrafe von sechs Jahren verurteilt wurden. Jetzt denkt der Richter wie jedes Mal, wenn ihm der Fall unwillkürlich in den Sinn kommt: Schwierigen Fällen wird die Justiz nicht gerecht.

Als Vorsitzender des aus drei Richtern bestehenden Gremiums

sitzt Richter Mason in der Mitte des langen Tisches zwischen seinen beiden Kollegen. Richter Summerset Purfoyle mit seinem von der Zeit gezeichneten dunklen Gesicht und dem weißen krausen Haarschopf ist inzwischen eine noch eindrucksvollere Erscheinung als zu seiner Zeit als Soulbballadensänger. Der andere Richter, Nathan Koll, klein und dick mit einem Doppelkinn wie ein weiches Croissant, beäugt Sapperstein von dessen ersten Worten an mit einem finsternen, gnadenlosen Blick.

Im Zuschauerraum hinter den Anwälten haben die Sicherheitsbeamten möglichst viele der Wartenden, die an der Tür des Gerichtssaals Schlange gestanden haben, auf die Walnussholzbänke gezwängt, was an diesem warmen Tag Anfang Juni für stickige Luft sorgt. In der ersten Reihe halten die Reporter und Zeichner hastig alles fest, was sie können. Die Zuschauer hinter ihnen – Jurastudenten, Gerichtsfans, Freunde der Angeklagten und Unterstützer des Opfers – lauschen jetzt gebannt, nachdem sie an diesem Morgen bereits drei Zivilfälle vor demselben Gremium durchgestanden haben. Nicht einmal der imposante Saal mit seinen dunkelroten Marmorsäulen, die zwei Stockwerke hoch bis zur Gewölbedecke aufragen, und den vergoldeten Rokokoornamenten im Mobiliar kann die kontroverse Anspannung dämpfen, die der Fall Warnovits unter Tausenden von Menschen ausgelöst hat, die die Rechtsgrundsätze, um die es hier geht, ebenso wenig kennen wie die zugrunde liegenden Fakten.

Das Opfer der Straftat ist Mindy DeBoyer, wobei ihr Name als mutmaßliches Vergewaltigungsopfer in der Berichterstattung der Medien nie erwähnt wird. Vor über sieben Jahren, im März 1999, war die damals fünfzehn Jahre alte Mindy Gast auf einer wilden Party für die Eishockeymannschaft der Glen Brae Highschool, die an diesem Tag den zweiten Platz im Kampf um die Meisterschaft von Illinois belegt hatte. Die Spieler waren ausgepumpt und enttäuscht – sie hatten sechs Spiele in sechs Tagen bestritten und den Titel nur knapp verpasst –, und die

Feier, die zu Hause beim zweiten Kapitän Jacob Warnovits stattfand, weil seine Eltern auf einer Hochzeit in New York waren, lief von Anfang an aus dem Ruder. Mindy De-Boyer war laut eigener Aussage durch eine Kombination aus Rum und einer Pille, die Warnovits ihr gegeben hatte, »hackezu« und landete irgendwann völlig weggetreten in seinem Zimmer.

Warnovits behauptete, er habe sie dort gefunden und Mindys Lage, wie Goldlöffchen im Bett von einem der drei Bären, als Aufforderung verstanden. Die Geschworenen kauften ihm diese Erklärung eindeutig nicht ab, vermutlich weil Warnovits auch noch drei seiner Mannschaftskameraden dazuholt und sich alle an der jungen Frau vergingen, die so bewusst- und leblos war wie eine Stoffpuppe. Warnovits hielt jede einzelne Vergewaltigung auf Video fest, wobei er die Kamera häufig derart grotesk einsetzte, dass es selbst einen Pornofilmer schockiert hätte. Der Soundtrack, eine Aneinanderreihung übelster Zoten aus Warnovits' Mund, endete nach über fünfzig Minuten damit, dass er seine Freunde aufforderte, Mindy rauszuschaffen und »bloß die Klappe zu halten«.

Als Mindy DeBoyer gegen fünf Uhr morgens im nach leeren Bierdosen und vollen Aschenbechern stinkenden Wohnzimmer der Familie Warnovits wach wurde, hatte sie keine Ahnung, was passiert war. Da sie bereits erste sexuelle Erfahrungen gemacht hatte, war ihr klar, dass sie ziemlich grob behandelt worden war, und sie merkte, dass sie den Rock falsch herum anhatte. Doch an die Ereignisse der vergangenen Nacht hatte sie keine Erinnerung. Sobald sie zu Hause war, rief sie andere an, die auf der Party gewesen waren, aber niemand konnte sich erinnern, mit wem Mindy mitgegangen war. Im Gespräch mit ihrer besten Freundin Vera Hartal äußerte Mindy De-Boyer den Verdacht, vielleicht vergewaltigt worden zu sein. Aber sie war fünfzehn und hatte Angst, sich an einen Erwachsenen zu wenden, geschweige denn zuzugeben, wo sie gewesen war. Allmählich fand sie sich damit ab und sagte kein Wort.

Und so ging das Leben weiter. Die vier Jungs machten den Highschool-Abschluss und gingen aufs College, ebenso wie Mindy zweieinhalb Jahre später. Jacob Warnovits, der sich mit der Zeit in Sicherheit wiegte, konnte nicht widerstehen, das Video ab und zu in seinem Studentenwohnheim vorzuführen. Zufällig war einer seiner Kommilitonen, Michael Willets, ein guter Bekannter der Familie DeBoyer, und nach einem längeren Gespräch mit seiner Schwester gab er der Polizei einen Tipp, die prompt mit einem Durchsuchungsbeschluss im Wohnheim auftauchte. Eine entsetzte Mindy DeBoyer musste sich das Videoband ansehen, und bald darauf, am 14. Januar 2003, wurden Warnovits und die drei anderen jungen Männer angeklagt.

Laut George Masons Einschätzung ist das juristische Hauptproblem, um das es in diesem Fall geht, die vorgeschriebene Verjährungsfrist, die nach bundesstaatlichem Gesetz für Gewaltverbrechen drei Jahre beträgt. Aber bei Mindy DeBoyer kommt hinzu, dass sie schwarz ist. Sie stammt aus gutem Hause, genau wie ihre Vergewaltiger, doch ihre Eltern, ein Anwalt, eine Betriebswirtin, stellten in ihrem ersten Zorn unwillkürlich die Frage an die Öffentlichkeit, ob einer jungen Weißen in Glen Brae das Gleiche widerfahren wäre, einem Vorort, in dem die Rassenintegration auf einigen Widerstand gestoßen war.

Die Rassismuskorwürfe hatten die Stimmung in Glen Brae angeheizt. Familien aus dem Freundeskreis der vier Täter warnten davor, das Leben der jungen Männer wegen einer Tat zu zerstören, die so lange zurücklag und unter der das Opfer doch eigentlich nicht gelitten habe. Sie unterstellten, dass die Männer aufgrund der Rassenfrage für eine Missetat bestraft werden sollten, die sie als Kinder begangen hatten. Die heftigen Diskussionen unter den Nachbarn fanden ihren Niederschlag in der Presse, die überwiegend die Haltung der DeBoyers vertrat. Die meisten Veröffentlichungen stellten die Angeklagten als verwöhnte reiche Jüngelchen dar, die nach einer bestialischen

Nacht in der Sklavenhütte beinahe ungestraft davongekommen wären, obwohl keine einzige der zahlreichen hässlichen Bezeichnungen, mit denen die Jungs Mindy auf dem Video bedacht hatten, auf ihre Hautfarbe anspielte.

Dank der grundlegenden offenen Fragen, die im Berufungsverfahren geklärt werden müssen, sind die jungen Männer gegen Kaution auf freiem Fuß, und alle vier, mittlerweile Anfang zwanzig, sitzen jetzt neben den Journalisten in der ersten Reihe des Zuschauerraums. Ihr Schicksal liegt in den Händen von Jordan Sapperstein. Der trägt einen cremefarbenen Anzug mit breiten schwarzen Nadelstreifen, gestikuliert viel und setzt dabei zur Unterstreichung seinen üppigen grauen Haarschopf ein. Richter Mason hat nie so ganz verstanden, welches Bild ein Mensch von sich vermitteln will, wenn er sich eine so auffällige Frisur zulegt, aber Sapperstein ist genau das, was Patrice, die Frau des Richters, gern als Fernsehanwalt bezeichnet.

Sapperstein stammt aus Kalifornien und hat sich vor zwanzig Jahren als Juraprofessor in Stanford mit zwei beeindruckenden Siegen am Obersten Bundesgericht einen Namen gemacht. Seitdem ist er in juristischen Kreisen berühmt für seine Bereitschaft, sich innerhalb von dreißig Sekunden in Rage zu reden, sobald das rote Lämpchen an einer Kamera aufleuchtet. Ständig taucht er im Fernsehen auf, bei CNN, in Talkrunden oder irgendwelchen Gerichtssshows, und er ist so allgegenwärtig, dass man, selbst wenn man nur das Fußballspiel der eigenen Nichte mit der Videokamera festhält, schon fast mit ihm im Hintergrund rechnet. Die verzweifelten Eltern der »Vier aus Glen Brae« sollen ihm angeblich einige Hunderttausend Dollar bezahlt haben, damit er sie bei der Berufung vertritt.

George vermutet, dass sich Sappersteins Berühmtheit mitunter als Plus erweisen kann, wenn ein Richter ohnehin schon geneigt ist, das Urteil aufzuheben. Nicht so hier. Sappersteins Prominenz ist für Georges Kollegen Nathan Koll geradezu ein Ruf zu den Waffen. Koll, der seine Tätigkeit als geachtetes Mitglied der

juristischen Fakultät des Easton College für eine fünfjährige Amtszeit am Berufungsgericht unterbrochen hat, behandelt Anwälte gern wie seine Studenten und bombardiert sie mit hinterlistigen hypothetischen Fragen, um ihre Position zu unterminieren. Irgendwelche Spaßvögel haben seinen sokratischen Fragestil längst »das Spiel, das nur einer spielen kann« getauft, und gegen Nathan hat keiner eine Chance. In Wahrheit geht es für ihn nämlich bei jedem Fall ungeachtet des jeweils anstehenden juristischen Problems immer nur um eines: Er will beweisen, dass er der cleverste Jurist im Saal ist. Oder vielleicht im ganzen Universum. George ist nicht klar, wo Nathans Allmachtsanspruch an seine Grenzen stößt.

Wie dem auch sei, mit seiner Donnerstimme und dem beißen- den Inquisitionsstil liefert er eine beeindruckende Vorstellung, und kaum hat Sapperstein sein Plädoyer mit dem Zitat eines angesehenen Rechtskommentators begonnen, das wiederum auf Worte des Obersten Bundesgerichts zurückgreift, da fällt er auch schon über den Anwalt her.

»In der Verjährung von Straftaten, wie sie ›in allen aufgeklär- ten Rechtssystemen verankert ist‹, schlägt sich implizit das gesetzlich festgelegte Verständnis nieder, dass die moralische Schwere einer Straftat daran bemessen werden kann, mit welcher Dringlichkeit die Strafverfolgung betrieben wird. ›Die allgemeine Erfahrung der Menschheit‹ ist die, dass echte Verbrechen ›meist nicht ungestraft bleiben‹«, deklamiert Sapperstein.

»Da bin ich anderer Meinung«, entgegnet Koll unverzüglich. Obwohl er sitzt, erinnert er George an einen Footballspieler kurz vor dem Angriff, die Schultern voraus, die kräftigen Hände ausgebreitet, als wollte er jeden Versuch vereiteln, ihm auszu- weichen. »Verjährungsfristen, Mr. Sapperstein, basieren letztlich auf der Befürchtung, dass die Erinnerung mit der Zeit verblasst und Beweise verloren gehen. Was uns nicht weiter

beunruhigen sollte, wenn es eine Videoaufnahme von der Tat gibt.«

Sapperstein will nicht so leicht klein begeben, und das akademische Scharmützel zwischen Richter und Anwalt geht einige Minuten weiter, zwei Juristenpfaue, die ihr Gefieder spreizen. In Georges Augen spielt es kaum eine Rolle, was nach Meinung anerkannter Rechtsgelehrter die Gründe dafür sind, dass die angloamerikanische Rechtsprechung Verjährungsfristen zulässt. Ausschlaggebend ist allein die Tatsache, dass die Legislative in diesem Bundesstaat eine Verjährungsfrist beschlossen hat. Und als Richter sieht George seine primäre Aufgabe darin, eventuelle Zweifel hinsichtlich der Bedeutung des Wortlauts auszuräumen, der von den Gesetzgebern verwendet wurde.

Normalerweise würde er sich vielleicht mit einer Bemerkung in diesem Sinne einschalten, aber unterm Strich zieht er einen gewissen Abstand zu diesem Fall vor. Außerdem ist es nicht eben leicht, überhaupt zu Wort zu kommen, wenn Nathan Koll beisitzt. Rechts von George hat sich Richter Purfoyle einige Fragen auf seinem Block notiert, aber Koll ist längst nicht bereit, das Wort abzugeben, obwohl Summerset schon einige höfliche Versuche gestartet hat.

Außerdem wird George abgelenkt, als seine Assistentin Cassandra Oakey unüberhörbar den Saal betritt. Cassie erregt Aufmerksamkeit, wo immer sie auftaucht: Sie ist zu energisch, groß und attraktiv und gänzlich ungeschult in Sachen Selbstbeherrschung. Doch während sie auf den Tisch für die Gerichtssekretäre auf der anderen Seite des Saales zustrebt, merkt George, dass sie nicht einfach nur zu spät kommt, wie er erwartet hätte.

Cassie wirft ihm mit ihren großen dunklen Augen beschwörende Blicke zu, und er sieht, dass sie einen Zettel in der Hand hält. Sofort krampft ein Anflug von Panik das Herz des Richters zusammen. Patrice, denkt er. Dergleichen passiert George Mason mehrmals am Tag. Wenn er in berufliche Dinge vertieft

ist, die ihn schon immer mitgerissen haben wie ein Sirenenruf, erschrickt er jedes Mal und kommt sich egoistisch vor, sobald die Erinnerung ihn plötzlich einholt: Patrice hat Krebs. Seit zwei Tagen ist sie zur Bestrahlung im Krankenhaus, und ihn erfasst die Angst, dass irgendwas schiefgelaufen ist.

Cassie schleicht sich zu Marcus, Georges Gerichtsdieners mit dem weißen Backenbart, und gibt ihm den gefalteten Zettel, den er weiter nach oben reicht. Doch die Nachricht betrifft, wie George jetzt liest, sein eigenes Wohlergehen, nicht das von Patrice. Dineesha, seine Sekretärin, hat geschrieben:

1 hat sich wieder gemeldet. Marina würde Ihnen gern berichten, was sie vom FBI erfahren hat, ist aber heute ab 1 Uhr nicht mehr im Haus. Besteht die Möglichkeit, dass Sie die Richterkonferenz um eine halbe Stunde verschieben, damit Sie mit ihr sprechen können?

George hebt einen hinhaltenden Finger in Cassies Richtung. Koll ist jetzt dabei, Sappersteins zweites Hauptargument auseinanderzunehmen, nämlich dass die Videoaufnahme von der Vergewaltigung zu plastisch und aufhetzerisch war und drastisch hätte gekürzt werden müssen, ehe die Geschworenen sie zu sehen bekamen, insbesondere die Szenen mit den gegenseitigen phallischen Zurschaustellungen der Jungen sowie Warnovits' gynäkologische Inspektionen von Mindy mit der Kamera.

»Sie wollen doch wohl nicht behaupten«, sagt Koll, »dass die Videoaufnahme, zumindest in gewisser Weise, unzulässig war?«

»Euer Ehren, die Videoaufnahme, die die Geschworenen zu sehen bekommen haben, hätte so nicht als Beweismittel zugelassen werden dürfen.«

»Aber nur, weil einige Elemente die Geschworenen über Gebühr beeinflusst haben könnten?«

Sapperstein besitzt genug Prozess Erfahrung, um zu wittern, dass ihm eine Falle gestellt werden soll, doch seine Ausweichmanöver bewirken nur, dass Koll noch stärker versucht, ihn

unter Druck zu setzen.

Es reicht, denkt George. Er blickt zum Tisch der Gerichtssekretäre. Dort hat John Banion, ebenfalls Assistent des Richters, die Finger auf den Knöpfen für die drei kleinen Signallämpchen oben auf dem Rednerpult, die signalisieren, wie viel Redezeit einem Anwalt noch bleibt. Im Augenblick leuchtet vor Sapperstein das orangegelbe Lämpchen in der Mitte. Banion, eine teigige Gestalt Anfang vierzig, wird hinter seinem Rücken von Kollegen häufig als der »Druide« bezeichnet, weil er zurückhaltend ist wie ein Einsiedler. Doch im Laufe der Jahre hat sich gezeigt, dass er auf die beruflichen Bedürfnisse des Richters wunderbar eingestimmt ist, und George muss das Kinn nur minimal senken, und schon schaltet John das rote Licht ein, das Sapperstein zu verstehen gibt, dass seine Zeit abgelaufen ist.

»Danke, Mr. Sapperstein«, sagt George und schneidet ihm mitten im Satz das Wort ab.

Am Anwaltstisch etwas weiter entfernt, näher bei den Sekretären, erhebt sich Tommy Molto, der Staatsanwalt von Kindle County, mit einem Wust von Papieren in den Händen. George bittet um eine kurze Unterbrechung und hält sein Mikro zu, eine schwarze Knospe auf schwarzem Stiel, um leise erst mit Purfoyle, dann mit Koll zu reden. Koll kann sich nicht ganz zu einer freundlichen Miene durchringen, ist aber wie Purfoyle bereit, George als dem Vorsitzenden Richter eine halbstündige Pause vor der Konferenz zu gewähren, die normalerweise gleich im Anschluss an die Anhörung erfolgt. Dort werden die drei Richter über die Fälle, die sie am Vormittag gehört haben, entscheiden und das Abfassen der Urteilsbegründungen untereinander aufteilen.

»Bestell Dineesha, ich spreche mit Marina«, sagt der Richter zu Cassie, nachdem er sie zu sich gewinkt hat. Cassie, die neben dem hohen Ledersessel des Richters in die Hocke gegangen ist, will sich auf den Weg machen, doch George hält sie zurück. »Was schreibt #1?«

Ihre braunen Augen gleiten ab, während sie sich den Pony des blonden Pagenschnitts aus dem Gesicht streicht.

»Bloß das gleiche Gewäsch«, flüstert sie schließlich.

»Wünscht er mir wieder Gesundheit und alles Gute?«, fragt George, unsicher, ob der Scherz tapfer oder tollkühn klingt.

»Klar«, sagt sie.

Doch ihre Schweigsamkeit reizt ihn nur noch mehr, und er lässt die Hand kreisen, will mehr hören.

»Er, sie, es – wer immer sich dahinter verbirgt, hat einen Link geschickt«, erläutert Cassie.

»Einen Link?«

»Zu einer Webseite.«

»Was für eine Webseite?«

Cassie runzelt die Stirn. »Sie heißt ›Death Watch‹«, erwidert sie.

2

#1

Richter George Mason ist im letzten Jahr seiner zehnjährigen Amtszeit am »Berufungsgericht des dritten Bezirks«, wobei der Bezirk in der Hauptsache Kindle County umfasst. Die Chance auf eine Ernennung zum Berufsrichter hatte sich völlig unerwartet ergeben. Da war er gerade mal ein Jahr Richter am Kammergericht gewesen, wo er bei Strafprozessen in einem Saal hier im Erdgeschoss des Hauptjustizgebäudes den Vorsitz hatte. Viele Freunde hatten ihm abgeraten, den höheren Posten ins Auge zu fassen, und ihm prophezeit, er würde dieses Leben nach einer Laufbahn voller Prozessschlachten an vorderster Front als einsam und passiv empfinden, doch die neue Aufgabe – die Anhörungen, das Nachdenken über Schriftsätze und Präzedenzfälle, das schriftliche Begründen von Entscheidungen – sagt ihm zu. Für George Mason hat das Gesetz immer schon die grundlegenden Rätsel gestellt, die zu lösen er als seine Lebensaufgabe betrachtet.

In Virginia lag die Juristerei in der Familie, und diese Tradition reicht zurück bis zu seinem großartigen Namensvetter, dem sagenhaften Gründervater George Mason IV, der für den Richter stets der *wahre* George Mason sein wird. Während Georges ersten Collegejahren in Charlottesville zählte eine juristische Laufbahn zu den vielen langweiligen Hoffnungen, die seine Eltern in ihn gesetzt hatten und denen zu entgehen er fest entschlossen war. Sobald er seinen Bachelorabschluss in der Tasche hatte, floh er hierher und heuerte für zwei Jahre als einfacher Seemann auf einem Kohlefrachter an, ein Job, der eine Alternative zu Vietnam bot. Sein Schiff fuhr den Kindle hoch und über die Großen Seen, und in den einsamen Stunden, wenn er Wache schob und auf die endlose Wasserfläche hinausschau-

te, die ebenso unermesslich war wie das vor ihm liegende Erwachsenenleben, stellte er verstört fest, dass er ernsthaft über die wichtigen Fragen nach Richtig und Falsch, Gerechtigkeit und Macht nachdachte, die bei ihm zu Hause früher allabendlich beim Essen erörtert worden waren. Am Ende seiner Fahrt brannte er förmlich darauf, sich zum Jurastudium am Easton College einzuschreiben, und gleich nach seinem Examen wurde er Pflichtverteidiger. Ihn faszinierten die hässlichen Extreme des Verbrechens, die so weit entfernt von der Welt waren, in die er hineingeboren worden war, und dennoch war es die Patina des Südstaatengentleman, die ihm den Weg zum Erfolg ebnete. Mit seinem goldgeknöpften Blazer, den Penny-Loafers und dem leichten Singsang in der Stimme schien er den ganzen Gerichtssaal zu verzaubern, als ob seine Gegenwart allen versicherte – Cops, Richtern, Staatsanwälten und Gerichtsmitarbeitern –, dass keiner von ihnen der Welt aus Schmerz und Wut und Dummheit angehörte, die diese Verbrechen hervorbrachte. Nur er allein wusste, dass sein Auftritt eine Parodie war.

Also hatte er weitergemacht, nicht ganz dieser Welt zugehörig, aber ganz sicher auch nicht mehr der, die er verlassen hatte. Da er bei seinen Kollegen beliebt war, wurde er Ende der Achtzigerjahre zum Präsidenten der Anwaltskammer von Kindle County gewählt. Er blieb erfolgreich und angesehen, brachte es hier in der Stadt aber nie zum Anwalt erster Wahl wie sein Freund Sandy Stern, der bei einem komplizierten Straffall immer als Erster hinzugezogen wurde. Je überdrüssiger er seiner Arbeit wurde, desto stärker spürte er, wie sich so ganz allmählich in ihm die Ambition regte, die seinem Vater fremd geblieben war: Richter zu werden. Seine Chancen waren minimal, zumal er nie einen Hehl daraus gemacht hatte, wie sehr er die schmierigen Praktiken der Parteioberen verabscheute, die bei derartigen Entscheidungen das Sagen hatten. Er war überzeugt, sich jede Gunst für alle Zeit verscherzt zu haben, als er Ende 1992 einen Rechtsanwalt vertrat, der zum Kronzeugen der

Staatsanwaltschaft geworden war. Der Mann war im Besitz von heimlichen Tonbandaufzeichnungen, die in einem Bestechungsskandal, der das ganze Kammergericht von Kindle County erfasst hatte, zur Verurteilung von sechs Richtern und neun Staatsanwälten führten. Stattdessen – ein weiteres Beispiel dafür, dass es im Leben häufig anders kommt, als man meint – stand George plötzlich als die Personifizierung anwaltlicher Unabhängigkeit da und wurde von den Parteimächtigen, die den entrüsteten Schrei nach einer Reform unbedingt erhören wollten, geradezu angefleht, für das Richteramt zu kandidieren. Er gewann die Wahl im Jahre 1994, ein Erfolg, der ihm einen Vorsprung vor Dutzenden erfahreneren Kandidaten verschaffte, als 1996 dann ein Sitz am Berufungsgericht frei wurde.

Vorausgesetzt, George will seinen Job behalten, wird diesen November eine Ja-Nein-Frage auf dem Stimmzettel stehen: »Sollte die Amtszeit von George Thomas Mason als Richter am Berufungsgericht um weitere zehn Jahre verlängert werden?« Mitunter, wenn er die Mitschrift eines Prozesses liest, packt ihn der unbändige Drang, doch mal wieder einen herumdrucksenden Zeugen im Kreuzverhör auseinanderzunehmen, und er bedauert häufig das verhältnismäßig geringe Salär im öffentlichen Dienst. Es gibt Augenblicke – wenn er liebend gern so richtig über die Schiedsrichter bei einem Spiel im Trappers Park schimpfen würde oder bei gewissen Witzen keine Miene verziehen darf –, da empfindet er die Rolle, die er angenommen hat, als Zwangsjacke. Trotzdem hatte er bis zu Patrice' Erkrankung keinerlei Zweifel, dass er für eine zweite Amtszeit kandidieren würde, und das gewiss mit Erfolg. Seine Kandidaturunterlagen müssen in spätestens zwei Wochen eingereicht sein, aber er wartet noch ab, nur für den Fall, dass das Leben noch mehr Überraschungen parat hat.

Jetzt eilt George, die Robe über den Arm gelegt, in sein Büro, einen prächtigen Raum mit hoher Decke und Stuckverzierungen. Die Anhörung im Fall Warnovits hat unbefriedigend geendet,

nachdem Nathan Koll sich erneut in Szene gesetzt hat. Der Richter ist daher dankbar für die halbe Stunde Pause, ehe er sich mit seinen Kollegen zur Besprechung trifft.

Im Vorzimmer sitzt Dineesha, die Sekretärin des Richters, an ihrem großen Schreibtisch. Sie reicht ihm einige Zettel mit Telefonnachrichten – in der Hauptsache Einladungen zu diversen öffentlichen Veranstaltungen –, aber ihn interessiert im Augenblick nur eines.

»Also, was hatte mein Lieblingskorrespondent heute Morgen zu melden?«

Seit die Sache mit #1 vor gut drei Wochen anfang, überprüft Dineesha seine E-Mails, damit der Sicherheitsdienst des Gerichts möglichst rasch über neue Entwicklungen informiert werden kann. Dineesha kümmert sich seit nahezu zwanzig Jahren mit Gelassenheit und Würde um Georges berufliche Belange, ist ihm selbstlos gefolgt, als er vom etwas schickeren Ambiente seiner Anwaltskanzlei in ein öffentliches Amt wechselte. Jetzt bringt sie ihre tiefschwarze Föhnfrisur ins Wanken, den täglichen Beweis für die Spannkraft der Polymere in ihrem Haarspray.

»Euer Ehren, Sie brauchen sich nicht damit abzugeben«, sagt Dineesha leise, »#1 ist wirklich nur eine ganz kleine Nummer.« Humor, vor allem in Form bemühter Wortspiele, ist untypisch für sie, und er fasst ihr verhaltenes Lächeln als Zeichen dafür auf, dass sie um seinetwillen wütend ist.

Niemand in seinem Stab weiß, wie er die Person nennen soll, die versucht, dem Richter das Leben schwer zu machen. »Stalker« war Georges anfängliche Bezeichnung, aber damit wäre jemandem, der eigentlich keine physische Präsenz besitzt, zu viel Einfluss verliehen worden. Rächer. Nemesis. Spinner oder Irrer. In Ermangelung einer besseren Alternative flüchtete man sich in Ironie. Der E-Mail-Schreiber wurde #1-Fan des Richters genannt, und schließlich einfach nur noch # 1.

George weiß nicht, ob er Charakterstärke an den Tag legt,

wenn er sich diese Nachrichten ansieht, oder ob er es aus purer Neugierde tut. Er rechtfertigt es vor sich selbst damit, dass irgendwas ihm früher oder später einen Hinweis darauf geben wird, wer sich hinter dem Absender verbirgt. Dineesha verzieht das Gesicht, öffnet aber die heutigen E-Mails, während George sich über ihre Schulter beugt.

Wie bei allen vorherigen Kontakten erweckt auch diese Mail den Anschein, als wäre sie ursprünglich von George versandt worden und dann zurückgekommen. Der Absender erscheint als »Systemverwalter«, während in der Betreffzeile »unzustellbare Nachricht« steht. Nach der Fehlermeldung und ein paar Zeilen Code folgt der Text, den George angeblich versandt hat, bestehend aus ein paar Worten und einem Weblink. Auf die Bitte des Richters hin klickt Dineesha die blauen Wörter an. Der Name der Webseite, »Death Watch«, erscheint in dicken schwarzen Lettern zusammen mit einer Strichzeichnung von einem kranzbedeckten Sarg und der bohrenden Frage: »Hast du dich je gefragt, wann du sterben wirst? Oder wie?« Es folgt eine längere Liste mit Fragen nach Alter, Gesundheitszustand und Beruf, doch George geht zurück zu der Mail, die # 1 irgendwie auf den Computer des Richters geleitet hatte. Sie lautet: »Ich kenne die Antwort.«

Schon während seiner Zeit als Pflichtverteidiger nach dem Studium hat George Mason so manche Hass-Mail erhalten, und er hat sie allesamt schlicht ignoriert. Angeklagte, die von sechs Augenzeugen und Aufnahmen von Überwachungskameras eindeutig als Täter identifiziert wurden, besitzen die notorische Fähigkeit, sich nach etlichen Monaten im Gefängnis einzureden, sie wären auf freiem Fuß, wenn sie einen »richtigen« Anwalt gehabt hätten und nicht einen, der sein Gehalt von derselben Behörde bezieht wie der Staatsanwalt. Die betuchteren Gauner, die George als unabhängiger Rechtsanwalt vertrat, wurden auch manchmal giftig, vor allem, wenn sie feststellen mussten, dass das viele Geld, das sie gezahlt hatten, ihnen nur den Weg in den

Knast geebnet hatte. In seiner derzeitigen Position lassen streitführende Parteien auch schon mal ihren Gefühlen freien Lauf. Doch so bösartig derlei Begegnungen auch verlaufen, das Schlimmste, was ihm bislang widerfahren ist, waren ein paar Exmandanten, die nach einer erneuten Festnahme in Handschellen in den Gerichtssaal geführt wurden und ihn wütend anfunkelten. Aber die kühle Intelligenz der Nachrichten von #1 macht es ihm schwerer, sie auf die leichte Schulter zu nehmen. Sie sind nicht unterzeichnet, anders als die meisten Drohbriefe, die George im Laufe der Jahre erhalten hat und deren erboste Verfasser ihm haarklein in Erinnerung riefen, wie genau er ihnen unrecht getan hatte. Und natürlich fühlt sich jeder, der eine Robe trägt, jetzt in größerer Gefahr, nachdem vor Kurzem in Cincinnati ein Richter und seine Familie ermordet aufgefunden wurden.

Die erste »zurückgekommene« Mail hatte schlicht gelautet: »Du bezahlst.« George hatte sie für einen Irrtum gehalten und anscheinend gelöscht. Aber dann waren binnen Stunden eine zweite und eine dritte mit demselben Wortlaut gefolgt. George dachte, es wären Spam-Mails: *Du bezahlst – weniger*. Für die Autoversicherung. Fürs Haus. Für Viagra. Zwei Tage später kam eine weitere: »Ich habe gesagt, du bezahlst. Verlass dich drauf.« Seitdem waren immer wieder welche gekommen, jedes Mal mit einem anderen Zusatz, mit eindeutigerer Aussage. »Du bezahlst. Mit Blut.« Und dann: »Deinem Blut.« Dann: »Du wirst bluten.« Schließlich: »Du wirst sterben.« Sein Assistent John Banion war gerade ins Richterzimmer gekommen, als die Mail mit der Todesdrohung auf dem Monitor erschien, und George hatte John gebeten, sie sich anzusehen. Banion reagierte wesentlich entsetzter als sein Boss und bestand darauf, sofort den Sicherheitsdienst zu verständigen.

Der Sicherheitsdienst trifft auch jetzt wieder ein, und zwar in Gestalt der freundlichen Chefin Marina Giornale, die ins Vorzimmer gestürmt kommt, während George noch hinter

Dineesha steht. Marina, die gerade mal eins fünfundfünfzig misst, gleicht durch Energie aus, was ihr an Körpergröße fehlt. Sie lässt ihr raues, rasselndes Raucherlachen erklingen, als sie Guten Tag sagt und dem Richter wie immer kräftig die Hand schüttelt. Sie trägt eine schwarze Vokuhila-Frisur und ist ungeschminkt. Mit der langen Kakijacke, die Teil ihrer Uniform ist, und dem breiten schwarzen Gürtel um die Taille wirkt sie so stämmig wie ein Kühlschrank in der Transportverpackung.

»Ist ›Death Watch‹ eine echte Webseite?«, fragt der Richter, während er sie in sein geräumiges Amtszimmer führt. George schließt beide Türen, von denen eine ins Vorzimmer, die andere in das kleine Büro seiner beiden Assistenten führt.

»Allerdings, ja. Ich hab den ganzen Vormittag mit dem Webmaster telefoniert. Der erklärt immer nur, dass wir in einem freien Land leben.« George Mason IV war einer der Väter der ersten zehn Verfassungszusätze, und der Richter fragt sich oft amüsiert, wie viele Stunden sein berühmter Vorfahre wohl im heutigen Amerika verbringen müsste, bis er den ersten Zusatz über die Meinungsfreiheit streichen würde. Es gibt keine Freiheit, die nicht gleichzeitig auch ein Weg zum Laster ist. Das Internet hat trotzig Zusammenschlüsse von Spinnern hervorgebracht, die sich einst im stillen Kämmerlein verschämt und allein ihren verstörenden Obsessionen hingaben.

»Und was sagt das FBI?«, fragt George, als er hinter seinem großen Schreibtisch Platz nimmt. Marina setzt sich auf den hölzernen Lehnstuhl davor.

»Die wollen auf Ihrem Computer eine forensische Software, also ein Schnüffelprogramm, installieren«, sagt sie, »sobald sie dazu kommen, aber sie meinen, neunundneunzig Prozent von dem, was sie finden werden, verraten ihnen schon die E-Mail-Kopfzeilen.«

»Und das wäre?«

»Kurz gesagt, es ist unmöglich, zu erkennen, wer die Mails schickt.«

»Na toll«, sagt George.

»Wie viel wissen Sie über das Verfolgen von E-Mails, Euer Ehren?«

»Null.«

»Ich auch«, sagt sie. »Aber ich mache mir schlaue Notizen.« Mit einem weiteren trockenen Lachen fischt Marina ein kleines Notizbuch aus ihrer Jackentasche. Marina ist eine Cousine des legendären und seit Langem verstorbenen Kindle-County-Bosses Augustine Bolcarro. Da der Verdacht auf Vetternwirtschaft nahe lag, hatte George zunächst angenommen, sie hätte nicht das Zeug für den Job. Er täuschte sich. Als ehemalige Kripobeamtin und Tochter eines Cops besitzt Marina die feine Intuition eines Menschen, der sein Leben lang geschult wurde. Sie kommt jedes Mal persönlich, wenn er anruft, und was noch bewundernswerter ist, sie hat erkannt, dass ihr eigenes Personal, das aufgrund ständiger Etatkürzungen ziemlich ausgedünnt ist, Unterstützung brauchen wird. Sie hat das FBI eingeschaltet, das bereit ist, zu helfen, da die Drohungen an George über bundesweite Leitungen erfolgen und damit eine Bundesangelegenheit sind. Zwei schweigsame Techniker waren letzte Woche einen Tag lang da, um die Festplatte des Richters zu kopieren.

»Die FBI-Techniker sagen, wir haben es hier mit einer Abwandlung des sogenannten Bounce-Angriffs zu tun, wo jemand eine E-Mail-Adresse »fälscht« – sie malt Anführungszeichen in der Luft – »indem er sie in die Von-Zeile setzt. Anscheinend genügen fünfzehn Minuten Recherche, um rauszukriegen, wie das geht. Es ist einfach, sofern man bei so etwas von einfach reden kann, aber es funktioniert.

Das FBI hat die Kopfzeilen unter die Lupe genommen und festgestellt, dass sämtliche Nachrichten über einen offenen Mailserver auf den Philippinen gelaufen sind.«

»Ein offener Mailserver?«

Sie hebt eine quadratische Hand. »Ein offener Mail-Relay-Server. Die meisten werden von Spammern eingerichtet.

Manchmal knackt irgendwer die Sicherheitseinstellungen auf einer Webseite, und jeder benutzt den Server, bis der Besitzer es schnallt. Aber wenn der Server offen ist, kann jeder ran. Er schickt jede Nachricht weiter, die er kriegt, ohne zu überprüfen, von wem sie kommt. Und offene Proxy-Server führen auch normalerweise keine Logs darüber, wer sie nutzt. Die Jungs vom FBI meinen, der hier kann mit einer Webseite verbunden sein, die sich auf einem Host in China befindet und einer Firma in London gehört. Also«, sagt Marina, »viel Glück.«

Enttäuscht lässt George den Blick durch den Raum schweifen, während er nachdenkt. Eine der Entschädigungen für das Leben am Berufungsgericht ist ein Riesenzimmer. Sein Amtszimmer misst fast zehn mal zehn Meter, genügend Platz für all den Krimskrams und die vielen Souvenirs aus dreißig Berufsjahren. Die Einrichtung ist allerdings streng behördenmäßig: ein taubenblauer Teppichboden ozeanischen Ausmaßes und reichlich robuste Mahagonimöbel aus Gefängniswerkstätten.

»Marina, das bringt Sie mit Ihrer Theorie über Corazón auch nicht weiter, oder?« Der Name fällt, weil die Türen geschlossen sind, und dennoch hat er die Stimme gesenkt. Die Erwähnung von Corazón würde seine Mitarbeiter nur noch mehr beunruhigen.

»Da bin ich anderer Meinung, Euer Ehren. Von der Abteilung für Bandenkriminalität weiß ich, dass ein paar von diesen Latino-Gangs da ordentlich auf Zack sind. Jede Menge Identitätsklau übers Internet. Ich schließe Corazón absolut nicht aus. Und auch die Jungs und Mädels vom FBI haben eine Schwäche für ihn.«

Nach Lage der Indizien könnte #1 bislang noch jeder auf der Welt sein, der einen Computer besitzt und die E-Mail-Adresse des Richters kennt. In Ermangelung irgendwelcher anderer Spuren hat Marina sämtliche Fälle von George aus den letzten drei Jahren durch den Computer laufen lassen. Ein Name sprang ins Auge: Jaime Colon, allgemein bekannt als »El Corazón«.

Corazón war der berühmteste Inka oder Kopf der Los Latinos Reyes, einer Straßengang mit mehreren hundert Mitgliedern und Teil der Almighty Latin Nation, die von den drei führenden Bandenorganisationen in der Tri-Cities-Region den größten Zuwachs hat.

Vor Jahrzehnten, als George noch in seiner Funktion als Pflichtverteidiger regelmäßig die Strafanstalt in Rudyard aufsuchte, beeindruckte es ihn immer wieder, dass manche Insassen als so brutal galten, dass sie sogar den Mördern und Schlägertypen, die seine Mandanten waren, Angst einjagten. Und so ist auch Corazón – er ist so böse, sagt man, dass Uhren stehen bleiben und Babys loskreischen, wenn er vorbeikommt.

Vor etwas mehr als einem Jahr hatte der Richter die Begründung verfasst, mit der Corazóns Verurteilung wegen schwerer Körperverletzung und Behinderung der Justiz zu der verschärften Gefängnisstrafe von sechzig Jahren bestätigt wurde. Corazón hatte die Freundin und die beiden Kinder, fünf und sieben Jahre alt, eines im Knast sitzenden Bandenrivalen, der gegen ihn in einem Drogenprozess aussagen sollte, mit einem Wagenheber zusammengeschlagen. Und damit waren Corazóns Einschüchterungsversuche noch nicht zu Ende. Nach seiner Verurteilung aufgrund von DNS-Beweisen – im Krankenhaus gefundene Hautpartikel unter den Fingernägeln der Opfer, die so klug waren, vor Prozessbeginn nach Mexiko zu fliehen – schwor Corazón, Rache zu üben an dem Richter, den Staatsanwälten, den Cops, an allen, die daran mitgewirkt hatten, dass er in den Knast wanderte.

Die Folge ist, dass Corazón jetzt im einzigen bundesstaatlichen Hochsicherheitsgefängnis, genannt Supermax, einsitzt, und zwar in einer Zelle von zweieinhalb mal zweieinhalb Metern Grundfläche, wo er keinen anderen Kontakt hat als den zu den Aufsehern und zu seiner Mutter, die ihn einmal im Monat besuchen darf. Dennoch gilt Corazón aufgrund seiner bloßen Schlechtigkeit als Hauptverdächtiger. Die Einschüchterung

eines Richters aus der Isolationshaft heraus zu organisieren wäre für ihn eine willkommene Herausforderung, zumal er die Konsequenzen nicht fürchten muss. Eine längere Strafe ist für einen Zweiundvierzigjährigen bedeutungslos. Wenn er erwischt wird, droht ihm höchstens, dass er eine Zeit lang ungenießbares Essen serviert bekommt.

»FBI-Beamte haben ihm letzte Woche einen Besuch abgestattet«, sagt Marina. »Corazón ist eine richtige Plaudertasche, legt nicht mal Wert auf seinen Anwalt. Die FBI-ler haben ihn nach zwei jungen Burschen in seinem Verein gefragt, die sich die Radieschen von unten angucken«, sagt sie, was gleichbedeutend damit war, dass die Gangmitglieder ermordet worden waren, »aber zwischendurch haben sie Ihren Namen fallen lassen.«

»Und?«

»Er hat nicht mit der Wimper gezuckt. Trotzdem, er sollte wissen, dass sie ihn auf dem Kieker haben.«

Bei der Verbrechensaufklärung ist die nahe liegende Lösung meist die richtige – der eifersüchtige Ehemann ist der Mörder seiner Ex, der gekündigte Angestellte hat den Sabotageakt auf die Fabrik verübt –, aber der Richter bezweifelt dennoch, dass ein Mann, der Zeugen mit einem Wagenheber zum Schweigen bringen wollte, sich etwas so Gerissenes einfallen lassen würde.

»Ich bin nicht überzeugt, dass es Corazón ist, Marina. Ehrlich gesagt, ich glaube nach wie vor, dass das bloß heiße Luft ist.« Die Briefeschreiber, die George fürchten gelernt hat, sind die paranoiden Irren – sie greifen an, weil sie meinen, sie müssten sich schützen. Aber ein rationaler Mensch, der Böses im Sinn hat, schickt keine Warnungen, ganz einfach deshalb, weil dann Vergeltungsschläge schwerer durchzuführen wären. George ist überzeugt, dass #1 nichts anderes bezweckt, als ihm den Seelenfrieden zu rauben, ein Ziel, das Corazón viel zu feinsinnig wäre.

»Ich nehme das Schwein ernst, Euer Ehren.«

Obwohl ihm ein Einwand auf der Zunge liegt, zieht George es

vor, nicht zu antworten. Er hat längst erkannt, dass Gesetzeshüter sich furchtbar gern als ritterliche Beschützer sehen – er würde zum Beispiel ein hübsches Sümmchen darauf wetten, dass Marina Giornale in ihrer Jugend alles über Jeanne d’Arc gelesen hat, was sie in die Finger bekommen konnte. Je ernster Marina die Mails nimmt, desto wichtiger wird sie selbst.

»Und das FBI und meine Leute sind sich in einem Punkt einig«, sagt sie.

»Nämlich?«

»Sie brauchen Personenschutz.«

»Nein«, sagt George, so wie er sich schon einmal dagegen verwahrt hat. Ein Bodyguard wäre schrecklich lästig – und es ließe sich nicht vor Patrice verbergen, was noch schlimmer wäre. Er hat seiner Frau nicht von den Drohungen erzählt und hat es auch nicht vor. Ihr eigener Zustand liefert im Augenblick schon genug Anlass zur Sorge. »So etwas kann ich zu Hause nicht gebrauchen, Marina.«

Marina, die von Patrice’ Erkrankung weiß, schenkt ihm einen langen mitfühlenden Blick, ehe sie sich nachdenklich übers Kinn reibt.

»Hören Sie, Euer Ehren, ich mach Ihnen einen Vorschlag. Ihr Haus ist Ihr Haus. Ich kann Ihnen nicht reinreden, was Sie da machen. Sie stehen doch nicht im Telefonbuch, oder?«

Eine Geheimnummer hat George sich schon als Strafverteidiger zugelegt, um nicht um drei Uhr morgens von einem seiner Mandanten – meist Leute, die Ärger mit der Steuerfahndung hatten – geweckt zu werden, weil der nach einem Albtraum vom Gefängnis nicht wieder einschlafen konnte.

»Aber hier im Gerichtsgebäude sind Sie in meinem Zuständigkeitsbereich. Also, bei allem Respekt, und wenn es sein muss, mach ich auch einen Kniefall und den Tanz mit sieben Schleiern« – sie lächelt mit ihren Apfelbäckchen, ein zauberhaftes Kind – »aber ich muss Ihnen einen Aufpasser zuteilen. Wenn ich mir vorstelle, was alles passieren könnte, Euer Ehren, wüsste

ich nicht, wie ich es rechtfertigen sollte, dass ich Sie nicht unter Personenschutz gestellt habe.«

Sie sagt damit, dass er nicht von ihr verlangen kann, ihre berufliche Sorgfalt zu vernachlässigen. Er schlägt sich resignierend auf den Oberschenkel, und Marina streckt ihm rasch die Hand hin.

George bringt sie hinaus. Als er die Tür öffnet, steht Banion da, in der Hand einen Urteilsentwurf, der soeben vom Amtszimmer eines anderen Richters rübergeschickt wurde. Auf der Schwelle dreht Marina sich noch einmal zu den beiden um.

»Übrigens, Sie hatten heute Morgen ja ganz schön Zulauf.« Sie meint die Horde, die zur Anhörung im Fall Warnovits erschienen ist und die ihre Leute bändigen musste.

Sofort schlägt ihm die Sache wieder auf den Magen. Wie ein schlechtes Essen, ein Streit mit deiner Frau, irgendetwas, das dir nachhängt und dir den ganzen Tag die Stimmung verdirbt.

»Ich hasse den Fall«, erwidert er. Das ist nichts Neues für Banion. Der Richter hatte John damit betraut, sich die Szenen auf dem Videoband anzuschauen, die den Geschworenen nach Ansicht Sappersteins nicht hätten gezeigt werden dürfen, nachdem George einfach nicht mehr hinsehen konnte. John, der nur selten eine Regung zeigt, legt nur leicht die Stirn in Falten. Doch Marina blickt erstaunt.

»Wieso denn das? Ich dachte, ihr Jungs seid gerade auf die großen Fälle aus.«

Damit hat sie nicht unrecht. Ja, seine Reaktionen auf den Fall sind in gewisser Weise schon ein Rätsel. George wollte Richter werden, weil es ein wichtiger Beruf ist, weil alle darauf vertrauen, dass du das gesellschaftliche Gewissen bist und die altehrwürdigen Traditionen des Gesetzes anwendest. Oft spürt er das Gewicht dieser Verantwortung, bedauert es aber nur selten. Jetzt jedoch schüttelt er dezent den Kopf, als könnte er es aus Schicklichkeit nicht erklären, und nicht, weil es ihm selbst völlig schleierhaft ist.

3

ANRUF IM KRANKENHAUS

George eilt über den Flur zum Konferenzraum gleich neben dem Gerichtssaal. Die Besprechung mit Purfoyle und Koll beginnt zwar erst in einigen Minuten, aber er will vorher noch Patrice anrufen, und so bleibt er an einem langen Fenster stehen, wo der Handyempfang besser ist. Er weiß, diese Korrektheit, bloß keine Privatgespräche von seinem Dienstapparat zu führen, ist eigentlich blöd und erinnert ihn unangenehm an seinen Vater, aber als Richter stellt er an sich selbst den Anspruch, in großen wie in kleinen Dingen ein gutes Beispiel zu geben. Er trägt jeden Tag Anzug und Krawatte und erwartet eine ähnlich korrekte Garderobe von seinen Mitarbeitern, obwohl seine Kollegen sich gern salopp kleiden, wenn sie nicht in den Gerichtssaal müssen. Er ist entschlossen, zumindest äußerlich stets seiner Rolle zu entsprechen: groß, gepflegt, grauhaarig und für einen Mann in mittleren Jahren einigermaßen gut aussehend. Nichts Besonderes.

»Gut. Müde. Eigentlich kein schlechter Tag«, sagt Patrice, als er sie im Krankenhaus erreicht. Er hat es heute Morgen mehrmals versucht, aber die Leitung war immer besetzt. Zurzeit beschränken sich Patrice' soziale Kontakte auf das Telefon. »Die meinen, mein Strahlungspegel müsste heute Abend so niedrig sein, dass sie dich ins Zimmer lassen können. Die meisten Frauen wollen das Herz eines Mannes, Georgie. Ich wette, du hast nie im Leben damit gerechnet, dass du deine Schilddrüse aufs Spiel setzt.«

»Mit Vergnügen, Kumpel«, antwortet er, ein Kosewort, mit dem sie sich gegenseitig ansprechen. »Jedes Organ, das du möchtest.« Die Masons sind gern zusammen und genießen den ruhigen Humor, der ihren Umgang miteinander prägt. Doch

derzeit ist George eher ernst. Er weiß, für viele Männer ist die Ehe ein ständiger Kampf gegen die eigenen Sehnsüchte. Doch er darf sich glücklich schätzen. Seit nun über dreißig Jahren kann er sagen, dass er keine Frau mehr gewollt hat als Patrice.

In letzter Zeit überfluten ihn diese Gefühle öfter. Der kleine Knoten an Patrice' Schilddrüse wurde am 10. Februar entdeckt, und als er einen Tag später in einem Laden stand und die kitschige Lyrik auf etlichen Karten zum Valentinstag las, musste er tatsächlich heulen. Jetzt jedoch zwingt er sich, seine Gefühlsaufwallung zurückzuhalten. Patrice kann im Augenblick nur Verhaltensweisen ertragen, die sie für »normal« hält – nichts Theatralisches und erst recht keine Beteuerungen, die sie, so ist sie nun mal, als »larmoyant« verspotten würde.

»Soll ich was zu essen mitbringen?«, fragt George. »Dinner zu zweit. Irgendwelche besonderen Wünsche?«

»Keine weichen grünen Bohnen mehr. Irgendwas gut Gewürztes.«

»Mexikanisch?«

»Wunderbar. Nach acht. Dann sind's sechsunddreißig Stunden. Aber du wirst nicht lange bleiben können, Kumpel.«

Gestern um sechs Uhr morgens hat er Patrice ins West Bank Lutheran-Sinai gebracht. Dort hat sie eine große weiße Pille voll mit Jod-131 geschluckt. Jetzt darf sie keinen körperlichen Kontakt mit anderen Menschen haben. Die Strahlung, die in ihr brennt und jede Schilddrüsenzelle vernichtet, vor allem die unberechenbaren, die gefährlich weit in andere Teile des Körpers gewandert sind, könnte auch die gesunde Drüse in jemand anderem töten. Die Behandlung hat eine gute Erfolgsbilanz, aber sie durchzumachen ist beängstigend. Zurzeit wäre Patrice auf einer Aussätzigeninsel weniger isoliert, denn da hätte sie wenigstens Gesellschaft. Im West Bank ist sie allein in einem kleinen, weißen Raum untergebracht, dessen bleiisolierte Wände mit Backstein verkleidet sind. Die Einrichtung soll keine sterile Krankenhausatmosphäre aufkommen lassen, doch mit

den verkratzten Möbeln und der dünnen Chenilledecke auf dem Bett wirkt der Raum trist wie ein billiges Motelzimmer. Jeder Gegenstand, der den Raum verlässt, muss vom Personal vernichtet oder unter Quarantäne gestellt werden – die Bücher und Zeitschriften, die Patrice gelesen hat, ihre Unterwäsche und der Inhalt der Bettpfanne, die sie benutzen muss. Ihr Puls und ihre Temperatur werden elektronisch überwacht, und die Pfleger servieren ihr die Mahlzeiten durch eine Bleiklappe in der Tür.

Gestern durfte nicht mal George zu ihr. Stattdessen unterhielten seine Frau und er sich über die Telefonapparate auf beiden Seiten eines großen Fensters, das in die Wand neben ihrem Bett eingelassen und mit einer Jalousie versehen ist. George drängte sich der Vergleich mit seinen beruflichen Erfahrungen geradezu zwangsläufig auf. Mit wie vielen Mandanten in wie vielen Haftanstalten hatte er auf diese Weise schon kommuniziert? Und wie viele von ihren Mitinsassen hatte er verstohlen mit der üblichen Mischung aus Mitgefühl und Ablehnung beäugt, wenn sie die Hände weinend an die Scheibe drückten, ein Kind oder eine Geliebte auf der anderen Seite, und erst in diesem Augenblick spürten, wie bitter die Haft war, wie schmerzlich die Folgen ihrer Straftat. Jetzt, wo seine eigene Frau auf diese Weise isoliert war, konnte George die elende, leise Überzeugung nicht abschütteln, versagt zu haben. Ihr Gespräch war lustlos und unstet. Die Scheibe zwischen ihnen hätte genauso gut Patrice' Krankheit sein können. Nach dreiunddreißig Jahren hat sich herausgestellt, dass ihr gemeinsames Leben eher eine Frage der Gnade ist als des beiderseitigen Wollens. Patrice ist krank und er nicht. »So etwas wie gemeinsam Krebs haben«, hatte eine Sozialarbeiterin bei einem Treffen einer Selbsthilfegruppe für Angehörige von Krebskranken gesagt, »gibt es nicht.«

»Du hattest doch Anhörungen heute Morgen, nicht?«, fragt Patrice. »Wie ist es gelaufen?«

»Überwiegend öde. Bis auf den Fall Warnovits. Du weißt

schon, der Vergewaltigungsfall.«

»Der aus den Nachrichten? Waren die Anwälte gut?«

»Nicht berauschend, aber Nathan Koll ist Beisitzer, und er hat den Anwälten eine Tretmine gelegt. Jetzt muss ich mir gleich in der Konferenz ansehen, wie er sich selbst auf die Schulter klopft. Geht in wenigen Minuten los.«

»Dann nichts wie hin, George. Ich ruf an, wenn der Geigerzähler bei mir durchdreht.«

Er legt auf und blickt durchs Fenster in die tiefe Straßenschlucht, die das Hauptjustizgebäude von Center City trennt, und auf die Hochhäuser in der Innenstadt, die unerschütterlichen Monumente des Kapitals. Der Sommer kommt, eine Jahreszeit voller Reife und Verheißung, aber das Gefühl in seiner Seele bleibt herbstlich. George ist aus dem Tritt gekommen, und er weiß es. Er, den man wegen seiner Ruhe und Ausgeglichenheit bewundert, wird in letzter Zeit schnell nervös, wie durch den Fall Warnovits. Es kommt vor, dass er gereizt auf seine Mitarbeiter reagiert, und er ist untypisch zerstreut geworden. Vor etwa zehn Tagen hat er sein Handy verloren – wer weiß, wo? Er bemerkte den Verlust auf dem Rückweg von einem Lunch, zu dem die Anwaltskammer ihn und einige Kollegen eingeladen hatte. Er ließ sein Amtszimmer von Dineesha auf den Kopf stellen, während seine Assistenten überall in Center City herumtelefonierten. Im Augenblick benutzt er Patrice' Ersatzhandy.

Manche mögen denken, die Sache mit # 1 zerrt an seinen Nerven. Sie trägt vielleicht dazu bei, aber diese Launenhaftigkeit begann schon vor der ersten E-Mail, die George von seinem anonymen Peiniger erhielt. Die Unruhe fällt eher mit der Zeit von Patrice' Diagnose zusammen. Er ist der felsenfesten Überzeugung, dass seine Frau nicht sterben wird. Die Ärzte sind zuversichtlich, geben aber natürlich keine Garantie ab. Patrice' Chancen stehen fast neunzehn zu zwanzig, und das ohne Berücksichtigung ihrer ansonsten robusten Gesundheit –

schlank, sportlich, braun gebrannt, noch immer schön.

Doch wie Georges Freund Harrison Oakey es ausgedrückt hat, in diesem Alter ist eine schwere Krankheit wie die Lampen, die in der Theaterlobby aufblinken, wenn die Vorstellung weitergeht. Wenn das Leben ein Dreiakter ist, dann hat sich der Vorhang für den letzten Akt gehoben. Nachdem John Banion die Nachricht von # 1 mit dem Wortlaut »Du wirst sterben« gelesen hatte, hatte der Richter versucht, seinen Assistenten mit Humor zu beruhigen, während sie auf Marina warteten. »Ich hoffe, der Typ ist kein Reporter«, sagte George zu ihm, »die Meldung ist nämlich alles andere als neu.«

Aber Ironie hilft nur begrenzt. Die Fakten sind schwer zu verdauen. Und bei einem Blick auf sie beginnt unweigerlich das große Bilanzziehen. George ist meist schonungslos, sogar streng in Sachen Selbsteinschätzung. Ehemann. Vater. Anwalt. Richter. Zurzeit behält er die Anzeigetafel mit kühlem Blick im Auge.

4

DIE KONFERENZ

Nathan Koll besitzt einen kolossal beeindruckenden, wenn auch schwerfälligen Intellekt, und seine akademischen Lorbeeren entsprechen der mit Orden behängten Brust eines Fünf-Sterne-Generals: Einserexamen, Promotion mit summa cum laude, Mitarbeit an der studentischen Jurazeitschrift, und so weiter. Verdammt schlaues Kerlchen. George fragt sich immer, wie Koll sich wohl selbst sieht. Vermutlich so, wie Juristen im Idealfall sind, ein Bollwerk nüchterner Vernunft. Aber Nathan ist in Wahrheit so exzentrisch wie ein betrunkenen Straßenprediger. Zum einen badet er nicht. Seinen Körpergeruch einzuatmen ätzt einem die Nasenschleimhaut weg. Und es ist eine echte Qual, den kleinen Ankleideraum mit ihm zu teilen, in dem die Richter sich vor jeder Anhörung die langen schwarzen Roben anziehen. Er hat schmutzige Fingernägel, und das wellige schwarze Haar klebt ihm an der Stirn.

George betrachtet Nathans strikte Weigerung, Seife und Wasser an sich ranzulassen, als Ausdruck seines auffälligen Hangs zur Paranoia, denn die manische Entschlossenheit des Mannes, jede, aber auch jede Diskussion zu gewinnen, dient möglicherweise dem Zweck, sich selbst zu beweisen, dass er vor jedem sicher ist. Obwohl Nathan nie im Leben zugeben würde, dass es etwas mit ihm persönlich zu tun hat. Er sagt niemals »ich will«, »ich glaube«, »ich brauche«, und er würde nie zugeben, dass überhaupt irgendwer auf seine Position stolz sein oder ihr Bedeutung beimessen könnte. Er stellt alles lediglich als eine Frage der Logik dar, wobei häufig der Anflug eines höhnischen Lächelns seine Mundwinkel umspielt.

Außerhalb des Gerichts gibt Koll sich distanziert wie ein Eremit und weigert sich, auch nur irgendjemandem, seine

Mitarbeiter eingeschlossen, seine Privatadresse oder Telefonnummer zu geben. Er ist ausschließlich über sein BlackBerry zu erreichen. Er ist verheiratet, mit einer ziemlich verlobt aussehenden Asiatin. George ist ihr zweimal begegnet, hat aber noch nie ein Wort mit ihr gewechselt.

Nathan ist vom Obersten Bundesstaatsgericht vertretungsweise auf den Sitz hier berufen worden, den er für die verbleibende Amtszeit ausfüllt, ehe die Stelle nach 2008 aus Etatgründen gestrichen wird. Er hat den Job angenommen, weil er sich Hoffnungen machte, nach der Wahl von John Kerry ans Bundesberufungsgericht in Chicago zu kommen. Unter den gegebenen Umständen würde Nathan den Posten hier am liebsten unbegrenzt behalten, aber die Aussicht darauf ist gering. In den nächsten Jahren wird am Gericht keine Stelle frei. Außerdem würde Koll bei den Richtern keinerlei Unterstützung finden, denn er hat sie allesamt gegen sich aufgebracht, George eingeschlossen. Für Richter Mason spielt es keine Rolle mehr, dass Koll und er häufig dieselbe Position vertreten oder dass Koll ein ungemein fähiger Verbündeter ist, der es geschickt versteht, messerscharfe Analysen gegen Konservative ins Feld zu führen, die in der Regel so reagieren, als hätte er sich an ihrem persönlichen Besitz vergriffen. Nathan sieht sich als vorbehaltlosen Beschützer der Unterdrückten, aber das ist ein so minimaler Teil der bizarren Schau, die er tagtäglich am Richtertisch aufführt, dass es praktisch einer Lüge durch Auslassung gleichkommt.

Jetzt wappnet George sich innerlich, als er den Konferenzraum neben dem Saal des Berufungsgerichts betritt. Wie alles andere in dem alten Gerichtsgebäude verströmt der Raum eine klassische Eleganz und ähnelt ein wenig dem Speisesaal in einem Herrenklub, bis hin zu dem Kugelkronleuchter. Um die Unge störtheit der hier stattfindenden Beratungen zu sichern, gibt es keine Fenster, und selbst die Assistenten der Richter, die die Vorentwürfe der Stellungnahmen verfassen, sind ausgeschlos-

sen, damit die Richter offen sprechen können, ohne im Beisein von Untergebenen das Gesicht wahren zu müssen.

Der andere beisitzende Richter vom Vormittag, Summerset Purfoyle, sitzt mit Nathan an dem Chippendale-Konferenztisch, der so lang ist, dass für den seltenen Fall einer Gesamtsitzung alle zwanzig Mitglieder des Berufungsgerichts Platz haben. Summerset hat sich einen Stuhl gut drei Meter von Koll entfernt genommen, und George tut es ihm auf der anderen Seite gleich.

Als leitender Richter hat George den Vorsitz und ruft die zur Debatte stehenden Fälle in der Reihenfolge der Anhörungen am Vormittag auf. Normalerweise ist die Arbeit des Gerichts gleichmäßig aufgeteilt in Zivil- und Strafsachen, man könnte auch sagen, entsprechend den amerikanischen Gegensätzen in Justiz für die Stinkreichen und die Bitterarmen. In der Regel sind zivilrechtliche Berufungsverfahren nur dann sinnvoll, wenn das finanzielle oder persönliche Interesse hoch ist, denn der Berufungskläger muss eine Bürgschaft leisten, die garantiert, dass der Prozessgewinner sein Geld bekommt, und obendrein einen Anwalt bezahlen, der die Akten nach Verfahrensfehlern durchforstet.

Strafsachen dagegen spiegeln die Wirklichkeit der Gerichtssäle im Untergeschoss wider, wo die Angeklagten in der überwältigenden Mehrzahl mittellose junge Männer sind, die von einem Pflichtverteidiger vertreten werden. In neun von zehn Fällen ist die Entscheidung des Berufungsgerichts die letzte reale Chance für Männer, die zu langen Haftstrafen verurteilt wurden. In Strafsachen bewilligt das Kammergericht nur selten eine weitere Revision. Georges Aufgabe besteht nicht darin, diese Fälle für die Geschworenen neu zu beurteilen. Aber er hat festzustellen, ob der Angeklagte zu Recht verurteilt wurde, eine Verpflichtung, der er mit einem Ernst nachkommt, der fast schon an religiöse Hingabe grenzt.

Die drei Richter handeln die Zivilsachen, die vor dem Fall Warnovits erörtert wurden, ohne lange Debatte ab. Die ersten

beiden, ein Sorgerechtsstreit und eine Auseinandersetzung um Flugrechte zwischen zwei Unternehmen, werden bestätigt; die dritte, ein Urteil gegen einen Heizkesselhersteller zur Zahlung von neun Millionen Dollar wegen Körperverletzung, muss zurückgestellt werden, weil der erstinstanzliche Richter, ein Armleuchter namens Myron Spiro, dessen Urteile häufig vom Berufungsgericht aufgehoben werden, eine rechtmäßige Verteidigung nicht anerkannt hat. Als Vorsitzender Richter hat George das Recht, zu bestimmen, wer die Urteilsbegründungen in diesen Fällen abfassen soll, aber er wartet üblicherweise ab, bis sich jemand freiwillig dazu bereit erklärt, und wie zu erwarten, sagt Nathan, er will alle drei übernehmen. Koll schreibt wie der Wind, braucht nur selten Hilfe von seinen Mitarbeitern, und mitunter ist es eine unwiderstehliche Versuchung, von ihm die meiste Arbeit erledigen zu lassen. Aber Summerset möchte den Sorgerechtsfall, und Nathan fügt sich und übernimmt die beiden anderen. Insgeheim ist George froh, dass Koll die Aufhebung des Heizkessel-Urteils übernimmt, denn Nathan wird es sich nicht verkneifen, Spiro dem Spott preiszugeben, den er verdient hat.

»Also dann«, sagt George. »Jetzt wird's ernst. Warnovits.«

Als Vorsitzendem steht George das Privileg zu, als Erster zu sprechen, doch die Sache hat ihn seltsam durcheinandergebracht und belastet ihn. Stattdessen wendet er sich an Koll.

»Nathan, bitte erläutern Sie mir doch noch einmal genauer, was Sie am Ende der Anhörung über das geltende Abhörgesetz gesagt haben.«

In Wahrheit weiß George alles, was er wissen muss, weil die Motive auf der Hand lagen. Koll, der ewige Sieger, hatte einen Weg gefunden, dem voll besetzten Gerichtssaal und den Reihen der Presseleute zu demonstrieren, dass der berühmte Jordan Sapperstein einen entscheidenden Punkt übersehen hatte.

Ein zusätzliches Opfer seiner Darlegung war der Vertreter der Gegenseite, der im Anschluss an Sapperstein ans Podium

getreten war, das betagte Kriegsross Tommy Molto. Die Richter am Kammergericht von Kindle County hatten Tommy kürzlich zum leitenden Staatsanwalt gekürt, womit er als Zweiter die Nachfolge von Staatsanwältin Muriel Wynn antrat, die, kaum dass sie ihren Stuhl angewärmt hatte, auch schon eine erfolgreiche Kampagne zur Generalstaatsanwältin startete. Sein Vorgänger, Staatsanwalt Horace Donelly, hat nach etwa vier Monaten seinen Hut genommen, als die *Tribune* aufdeckte, dass er auf den Riverboatkasinos Schulden gemacht hatte, die sich auf das Doppelte seines Jahresgehalts beliefen. Molto war die sichere Wahl, ein unnachgiebiger und unversöhnlicher Karrierist, der inzwischen offenbar damit rechnen muss, an erhöhtem Blutdruck zu sterben, wenn er sich mal wieder in irgendeinem Gerichtssaal über die erbärmlichen Unzulänglichkeiten eines Angeklagten ereifert.

Heute hat Tommy durch sein Erscheinen deutlich gemacht, dass die Staatsanwaltschaft dem Fall Warnovits großes Gewicht beimisst. Tatsächlich hält George ihn für einen besseren Berufungsanwalt als viele seiner Kollegen. Er kommt schnell zur Sache, beantwortet Fragen ohne Umschweife und versucht, aus den Schwachpunkten seiner Beweisführung noch das Beste zu machen, ohne jedoch so zu tun, als wären Zweifel völlig unberechtigt. Als Vertreter des Staates im Fall Warnovits manövrierte Molto einigermaßen sicher durch seine Erwiderung, indem er als Erstes darlegte, warum die in der Verjährungsregelung vorgesehenen Ausnahmen auf diesen Fall zuträfen. Dann wiederholte er Kolls Gegenargumente zu Sappersteins Behauptung, die Videoaufnahme von der Vergewaltigung hätte drastisch gekürzt werden müssen, ehe sie den Geschworenen gezeigt wurde.

Koll schien auf einmal von seinem eigenen Standpunkt abzuweichen, was nicht untypisch für ihn ist.

»Mr. Molto«, sagte er, »stimmen Sie mir nach der Entscheidung dieses Gerichts im Fall *Brewer* darin zu, dass es ein

Verstoß gegen das Abhörgesetz war, Mindy De-Boyer ohne ihr Einverständnis mit einer Videokamera zu filmen?«

Bei der Sache *Brewer*, über die vor einigen Monaten entschieden worden war, ging es um den Hausmeister einer Highschool, der mit seinem Kamerahandy Fotos von Jungen im Umkleide-raum der Sporthalle gemacht hatte. Molto nickte vorsichtig. Die Last jeder ungesühnten Straftat und jedes ungeschoren davongekommenen Verbrechers hatte sein ohnehin schon ruiniertes Gesicht noch mehr verfallen lassen, und die wenigen grauen Haare, die ihm noch geblieben waren, wurden von einer unvorteilhaften Brise aus dem Belüftungssystem des Gebäudes hochgepustet. Sein Anzug sah wie immer so aus, als hätte er ihn über Nacht in der Schublade seines Schreibtisches aufbewahrt.

»Ich stimme Ihnen zu, aber dieser Gesetzesverstoß kam nicht zur Anklage, Euer Ehren.«

»In der Tat, Mr. Molto. Dieser Gesetzesverstoß kam nicht zur Anklage. Und in Paragraph (c)(6) des Abhörgesetzes heißt es unmissverständlich, und ich zitiere: ›Beweismittel, die durch einen Verstoß gegen dieses Gesetz erlangt wurden, sind in Zivil- oder Strafprozessen unzulässig, es sei denn, der Verstoß gegen dieses Gesetz ist selbst Gegenstand des Prozesses.« Das heißt für mich, Ihre Videoaufnahme hätte eindeutig nicht als Beweismittel zugelassen werden dürfen.«

Molto zog ein Gesicht, als wäre ihm ein Messer in den Rücken gestoßen worden. Hinter ihm am Tisch der Angeklagten ließ Sapperstein sich so heftig gegen die Rückenlehne fallen, dass er gut einen Airbag hätte gebrauchen können.

»Nate, Sie wollen damit doch wohl nicht sagen«, sagt Summerset Purfoyle jetzt, »dass wir die Schuldsprüche auf dieser Grundlage aufheben sollen?«

»Wieso nicht? Keine Aufnahme, kein Fall.«

»Aber das hat Sapperstein ja gar nicht vorgetragen, und die Verteidiger im Prozess auch nicht. Das können wir jetzt nicht aufgreifen.« Die Entscheidung über eine Berufung fällt im

Wesentlichen in einer Art Grauzone – nur was im Prozess protokollarisch festgehalten wurde, darf berücksichtigt werden. Die ganze Wahrheit – der Inhalt der Polizeiberichte, die Aussagen von nicht aufgerufenen Zeugen, all das, was nebenher zwischen den Anwälten und dem Richter am Richtertisch oder im Amtszimmer besprochen wird – darf nicht in Betracht gezogen werden. Das Ganze ist so, als würde man aus den verkohlten Überresten nach einem Großbrand Geschichte schreiben. Genauso gilt, dass juristische Einwände, die der erstinstanzliche Richter nicht berücksichtigen konnte, auch bei der Berufung nicht erhoben werden dürfen.

»Dumm von ihm«, antwortet Koll. »Grenzt schon fast an Vernachlässigung der beruflichen Sorgfalt.« In Wahrheit, so weiß George, hätte bis zu der *Brewer*-Sache vor einigen Monaten nicht einmal der beste Anwalt daran gedacht, dass ein Gesetz, das in den Siebzigerjahren verabschiedet wurde, um die Gespräche von Bürgern – und Gesetzgebern – vor Lauschangriffen zu schützen, so allgemein gefasst worden war, dass es sich auch auf Videoaufnahmen bezog.

»Nathan, damit sollte verhindert werden, dass Leute, die andere heimlich abhören, ihre Straftat vor Gericht nutzen können«, sagt Summerset. »Ein Mann kann das Telefon seiner Frau nicht abhören und dann die Tonbandaufnahmen bei der Scheidung verwenden. Aber mir will einfach nicht einleuchten, warum die Angeklagten unter den gegebenen Umständen allein für illegale Überwachung zur Rechenschaft gezogen werden dürften und nicht für die Scheußlichkeiten, die sie per Videokamera festgehalten haben. Wieso sollte der Gesetzgeber das Opfer derart benachteiligen?«

»Der Wortlaut des Gesetzes könnte deutlicher nicht sein. Es war ein eindeutiger Verfahrensfehler«, fügt Koll hinzu und beruft sich damit auf den Grundsatz, der es dem Berufungsgericht erlaubt, übersehene Prozessfehler in Erwägung zu ziehen, wenn sie das Ergebnis eindeutig verändern würden.

George reagiert darauf. »Es muss mehr sein als ein eindeutiger Verfahrensfehler, Nathan. Wir sind Schiedsrichter, keine Spieler. Wir können keine eigenen Argumente ins Spiel bringen, es sei denn, sie zu ignorieren hätte einen Justizirrtum zur Folge. An den Standard müssen wir uns halten.«

»Und wieso ist es kein Justizirrtum, vier Männer schuldig zu sprechen, wenn die Beweise gegen sie nicht zulässig sind?«

George ist ein wenig überrascht, dass Koll so vehement an seiner Argumentation festhält. Häufig will er mit seinen trockenen, akademischen Vorträgen nur Eindruck schinden oder andere abkanzeln, belässt es dann aber dabei.

Summerset schüttelt weiter den Kopf. Er war früher ein bekannter Soulsänger und hat sein Jurastudium zwischen seinen Tourneen absolviert. Als sein Stern sank und er nur noch auf Open-Air-Festivals und Ehemaligentreffen von Highschools auftrat, beschloss er, aus seinem noch nicht ganz verblassten Ruhm Kapital zu schlagen, indem er sich für das Amt eines Richters zur Wahl stellte, um finanziell abgesichert zu sein. Die Anwaltskammer rang verzweifelt die Hände angesichts eines Kandidaten, der auf jeder Wahlveranstaltung einen seiner beiden großen Hits, »Made a Man for a Woman« und »Hurtin' Heart«, zum Besten gab, aber als Richter hat Summerset bisher eine gute Figur gemacht. Seine Beförderung ans Berufungsgericht war eine Möglichkeit, ihn aus dem einen Amt zu komplimentieren, in dem er eine *schlechte* Figur abgab, nämlich als Vorsitzender Richter der Zivilabteilung des Kammergerichts. Hier ist er weder Georges herausragendster Kollege noch sein unbedeutendster. Er arbeitet verlässlich und engagiert und stellt mit seinen vernünftigen, pragmatischen Auslegungen des Gesetzes einen ungewöhnlich gesunden Menschenverstand unter Beweis.

Und die Ansicht, die er nun mehrmals äußert, ist die, dass die Verurteilung dieser jungen Männer alles andere als ungerecht ist. Die Hautfarbe, das ewige Leitmotiv in allen Bereichen des amerikanischen Lebens, könnte bei seiner Einschätzung ins

Gewicht fallen, doch George, der Purfoyle schon oft als Beisitzer hatte, glaubt das eigentlich nicht. Ähnlich wie George schlägt sich Summerset normalerweise auf die Seite der Staatsanwaltschaft, außer in eindeutigen Fällen von Fehlverhalten seitens der Polizei. Nathan führt ein kleines Wortgefecht mit Summerset, in dem er versucht, die Fakten mit wenigen hypothetischen Änderungen so umzugestalten, dass er die Oberhand behält, doch dann wirft er seinen dunklen Blinzelblick immer öfter in Richtung George, der natürlich die entscheidende Stimme hat.

Der Durchschnittsbürger hält Richter vielleicht für Kaiser, die Zepter schwingen und tun, was sie wollen, aber nach Georges Erfahrung bemühen sich alle, das Gesetz anzuwenden. Wörter sind manchmal so schwer zu fassen wie Fische, und vernunftbegabte Köpfe legen Beweismittel und Statuten oft unterschiedlich aus, aber ein Richter muss sich von der eigentlichen Sprache leiten lassen. George konzentriert sich auf die Frage: Ist es ein »Justizirrtum«, diese Jungs auf der Grundlage einer Videoaufnahme schuldig zu sprechen, die eigentlich gar nicht hätte zugelassen werden dürfen?

Es ist nicht gerade hilfreich, dass er die Aufnahme wieder vor Augen sieht, während er sich um eine Antwort bemüht. Aufgrund von Sappersteins Argumenten blieb George keine andere Wahl, als sich die Videoaufnahme anzusehen, allein in seinem Amtszimmer. Er lässt sich nur noch selten von Straftaten schockieren, aber diesmal musste er feststellen, dass er nur einen gewissen Teil verkraften konnte, ehe er Banion damit betraute, sich das Band von vorn bis hinten anzuschauen und eine kühsachliche Beschreibung zu verfassen.

Aber die knapp zehn Minuten, die George sich zumutete, gehen ihm noch immer durch den Kopf. Mindy DeBoyer war die ganze Zeit ein schlaffer Körper, ihre Gliedmaßen wie nasse Wäsche. Ihr dunkles, zu Strähnen toupiertes Haar fiel ihr gnädig ins Gesicht, während ihre nackten Hüften und ein Bein über der

Armlehne eines Chesterfieldsessels hingen, als ob der voll bekleidete Oberkörper, der nach unten auf die Sitzfläche gerutscht war – der Kopf, das Herz –, gar nicht existierte. Es war ein Verbrechen in seiner reinsten Form, bei dem sich Empathie, der fundamentalste Aspekt menschlicher Moral, in Luft auflöste und ein anderer Mensch nur noch Ziel ungezügelter Fantasie war. Die sexuellen Akte wurden mit heftigen, ungemein aggressiven Stoßbewegungen vollzogen, und die Art, wie die Jungs sich davor und danach unter wildem Gejohle entblößt voreinander zeigten, konnte nur als verdorben bezeichnet werden – nicht etwa im puritanischen Sinn, sondern weil George spürte, dass diese jungen Männer von Impulsen beherrscht wurden, die sie normalerweise von sich gewiesen hätten. Doch wenn das Strafrecht dazu dient, deutlich zu machen, dass gewisse Verhaltensweisen nicht toleriert werden können, dann zählt dieser Fall eindeutig dazu.

»Ich fürchte, ich muss mich Summerset anschließen«, sagt er. Koll verzieht das Gesicht. »Nathan, die Angeklagten können nur nach dem beurteilt werden, was sie vorgebracht haben, nicht nach dem, was sie nicht vorgebracht haben. Allerdings räume ich ein, dass Sappersteins Verjährungsargument nicht ganz von der Hand zu weisen ist. Ms. DeBoyer hatte den Verdacht, vergewaltigt worden zu sein, ist aber nicht zur Polizei gegangen. Wie können wir da sagen, die Straftat wurde verschleiert?«

»Weil der erstinstanzliche Richter zu diesem Schluss gelangt ist«, antwortet Summerset sogleich. »Er hat die Aussage der jungen Frau gehört. Er war der Ansicht, dass sie damals so jung und unerfahren war und die Jungen dafür gesorgt haben, dass sie sich nicht erinnern und somit auch das Verbrechen nicht anzeigen konnte. Wir müssen uns seiner Einschätzung anschließen.«

Nach Ansicht von George war es Sappersteins schlagkräftigstes Argument, dass der erstinstanzliche Richter durch seine Berücksichtigung von Mindys Alter im Grunde das Verjäh-

rungsgesetz für Straftaten an Minderjährigen unterlief. Normalerweise hat das Opfer bis zu einem Jahr nach dem achtzehnten Geburtstag Zeit, Anzeige zu erstatten. Aber Mindy war bereits seit drei Monaten neunzehn, als das Video auftauchte.

George blickt Nathan an, ganz so wie dieser noch einen Moment zuvor ihn angeschaut hat.

»Ich fürchte, ich muss mich Summerset anschließen«, wiederholt Koll Wort für Wort Georges Satz von vorhin. Wie du mir, so ich dir. So viel also zur Erhabenheit des Gesetzes.

George überlegt, wo sie stehen. Drei Richter und drei unterschiedliche Meinungen in einem Fall, der ohnehin schon ungeheuer kontrovers ist. Als Vorsitzender wird von George erwartet, einen Kompromiss zu finden, der das Gericht nicht der Lächerlichkeit preisgibt. Eine Aufhebung der Urteile ohne einvernehmliche Begründung würde das Feuer in Glen Brae nur anfachen. Noch wichtiger aber ist ihre Aufgabe, Recht zu sprechen, nicht die Hände zu heben und der Welt zu sagen: »Wer weiß?« Also beschließt er, die Urteilsbegründung selbst zu schreiben. Vor Jahren, ehe Rusty Sabich oberster Richter wurde und das Berufungsgericht noch ein Auffanglager für bewährte Parteitreue war, wurde diese Aufgabe im Voraus nach dem Rotationsprinzip verteilt, und abweichende Meinungen waren rundweg untersagt. In der Praxis entschied ein einziger Richter, und bei den Anhörungen spielten die Anwälte quasi ein juristisches Hütchenspiel, da sie nur raten konnten, wer von den drei Richtern tatsächlich über den Fall entschied.

»Ich übernehme die Sache«, sagt er, steht auf und erklärt die Konferenz für beendet.

Koll ist angesäuert, wie immer, wenn er sich nicht durchsetzen konnte, und blickt George vorwurfsvoll an.

»Und bestätigen wir das Urteil nun, oder heben wir es auf?«

»Tja, Nathan, Sie werden meinen Entwurf lesen müssen. Ich lass ihn im Laufe der Woche rumgehen.« Koll wird trotzdem selbst eine Stellungnahme schreiben, eine Zustimmung oder

einen Gegenentwurf, je nachdem, wie George sich entscheidet. »Das ist ...«, setzt Richter Mason an und stockt. Er weiß immer noch nicht, wie er sich entscheiden wird, welche Argumentation er unterstützen und welche er zurückweisen wird. Entschlusskraft ist in seinem Beruf unabdingbar, und normalerweise bereitet ihm das keinerlei Schwierigkeiten. Sein anhaltendes Unbehagen im Fall Warnovits bleibt beunruhigend, aber nicht so beunruhigend wie das, was ihm beinahe herausgeplatzt wäre. Ihm ist schleierhaft, weshalb, aber was er seinen beiden Kollegen hatte sagen wollen, war: »Das ist *mein* Fall.«

5

DAS PARKHAUS

Ende der Achtzigerjahre wurde das Berufungsgericht des dritten Bezirks verlegt. Rechtsstreitigkeiten waren in Kindle County wie fast überall in den USA zu einer Wachstumsbranche geworden, und der Bedarf nach weiteren Sälen für Zivilprozesse im Gebäude des Kammergerichts, genannt der Tempel, hatte die Berufsrichter gezwungen, in das eine Meile entfernte Hauptjustizgebäude zu ziehen, das für Strafprozesse zuständig war. Mit dem Geld, das den Strafverfolgungsbehörden während der Reagan-Ära reichlich zufluss, finanzierte das County einen großen Anbau für Strafsachen, während die Berufsrichter einen Großteil der prächtigen Säle im alten Gebäude erhielten. Der ehrwürdige Bau wies die Vielfalt an architektonischen Verzierungen auf, die für öffentliche Projekte in der Zeit der Weltwirtschaftskrise typisch war, als erfahrene Handwerker noch für wenig Geld arbeiteten. Dennoch waren viele der Juristen nicht froh über den Auszug aus Center City. Jenseits der US 843 ist die Gegend heruntergekommen, manchmal gefährlich, und es gibt nur wenige anständige Lokale, wo man zu Mittag essen kann. George Mason hingegen, der als stellvertretender Pflichtverteidiger in diesem Gebäude angefangen hat, erfreut sich jeden Tag daran, dass sich für ihn ein Kreis geschlossen hat.

Jetzt wirft Richter Mason im benachbarten Betonparkhaus seine Aktentasche auf den Beifahrersitz seines Wagens. Er schaltet die Zündung ein, um die Klimaanlage anzumachen – es ist wieder ein schwüler Abend Anfang Juni –, aber er hat noch nicht die Absicht loszufahren. Der 1994er Lexus LS 400 ist ein Überbleibsel aus seiner lukrativeren Zeit als Privatanwalt, und er hängt an dem Wagen, zum Teil auch, weil es der einzige Platz

auf der Welt ist, den er als ausschließlich ihm gehörend betrachtet. Hier sitzt er häufig nach Feierabend, wenn er endlich seine Robe ausgezogen hat, deren Gewicht er überall im Gerichtsgebäude spürt, ob er sie nun trägt oder nicht, und denkt über Berufliches und Persönliches nach.

Das düstere Parkhaus würde wohl kaum jemand als angenehmen Ort zum Nachdenken bezeichnen, zumal sich die gefährlichsten Bürger im County, wenn sie gegen Kautionsfreiem Fuß sind, einmal monatlich im Hauptjustizgebäude melden müssen. Das Parkhaus wird zwar tagsüber oft von Marinas Leuten kontrolliert, doch aufgrund der ständigen Etatkürzungen hat nach sechs Uhr abends, wenn George für gewöhnlich nach Hause fährt, nur noch ein kleines Team Dienst. Im Laufe der Jahre hat es hier im Parkhaus etliche Überfälle und Schlägereien gegeben, und die im Dauerclinch liegenden Banden wie die Black Saints Disciples, die Gangster Outlaws und die Almighty Latin Nation haben sich so manche Schießerei geliefert. »Möglichst schnell rein und wieder raus« lautet die Standardempfehlung.

Im Moment behält der Richter zwei Jugendliche im Auge – ein großer, ein kleiner, beide in Sweatshirts –, die in seinem Innen- und Seitenspiegel des Öfteren aufgetaucht sind. Ihrem Aussehen nach zu schließen hatten sie vermutlich eine Vorladung zu einem Drogenprozess am späten Nachmittag. Einmal fürchtete er kurz, sie hätten es vielleicht auf ihn abgesehen, aber gleich darauf waren sie verschwunden. Wie auch immer, er bleibt, wo er ist. Das leichte Prickeln lauernder Gefahr war für George schon immer ein Reiz dieses Parkhauses, denn sein ganzes Berufsleben gründet sich auf der Überzeugung, dass er sich in dieser Halbwelt am besten auskennt.

Der Fahrersitz des Wagens ist so groß und weich wie ein gemütlicher Fernsehsessel, und er schiebt ihn ein Stück weiter zurück und neigt die Rückenlehne leicht nach hinten, ehe er sich die Frage stellt, die seit Stunden auf ihn wartet. Wieso löst der

Fall Warnovits bei ihm ein so ungutes Gefühl aus? »Das ist *mein* Fall«, hätte er vor einigen Stunden beinahe zu seinen Kollegen gesagt. *Mein Fall*? Er hatte *ein* Fall sagen wollen, um seinen Kollegen scherzhaft anzudeuten, dass er sich der schwierigen Sache annehmen will. Und selbst Letzteres scheint seltsam unpassend, wo es doch schließlich seine Aufgabe ist, für alle drei Richter zu sprechen.

Und schon ist die innere Stimmgabel angeschlagen. Er hakt nach, die Augen nachdenklich geschlossen, durchforstet sein Gedächtnis, bis er auf einmal fündig wird. Sein Schmunzeln über die ersten Erinnerungen, die in ihm aufsteigen, erstirbt, als das Problem deutlich wird.

Es geschah vor über vierzig Jahren, in einer anderen Welt. Damals hätte niemand in Charlottesville gelacht, wenn er als Erstsemester gesagt hätte, er sei an der Uni, um ein Gentleman und Gelehrter zu werden. In den Seminaren trug er Sakko und Krawatte. Wie alle Männer in seiner Familie war er farbenblind. Seine Mutter hatte ihm eine Karteikarte mitgegeben, auf der er nachlesen konnte, welche Kleidungsstücke farblich zusammenpassten, aber er verlor sie und erwartete jeden Morgen, wenn er das Wohnheim verließ, von seinen Kommilitonen mit einem höhnischen Grinsen begrüßt zu werden.

Glücklich war er damals nicht gewesen. Die innere Auflehnung, die ihn schließlich hierher treiben würde, hatte schon begonnen. Er hätte nicht genau sagen können, was ihn alles störte – die gnadenlosen gesellschaftlichen Ambitionen seiner Mutter, das hartnäckige Festhalten seines Vaters an Glaube und Ehre als Credo eines Südstaatengentleman –, aber in seiner Jugend, inmitten der starren Einschränkungen von Sitte und Anstand im Süden Virginias, wo es wenige offene Fragen gab, ob es nun um Gott ging oder Yankees oder Neger, hatte er das Gefühl, in einem lichtlosen Wandschrank aufzuwachsen. Als er auf die Highschool kam, war er schon zur Flucht entschlossen und las Kerouac, Burroughs, Ginsberg – die Barden einer

Befreiung, an die er als etwas Spirituelles glaubte, ohne eine Ahnung zu haben, wie er sie leben sollte.

Aus diesem Grund belastete es ihn auch, dass er noch Jungfrau war. Das sollte er auch sein, wenn man den Pfarrer seiner Gemeinde oder seine Lehrer oder seine Eltern gefragt hätte. Es war schließlich 1964. Aber sowohl Körper als auch Seele sehnten sich nach Freiheit.

Sechs Wochen nach Beginn des ersten Semesters fand am College eine große Party statt. Er hatte mit seiner Freundin von der Highschool, einer hübschen, aber beschränkten jungen Frau, Schluss gemacht und musste nun neidisch zusehen, wie andere von Mädchen aus ihren Heimatstädten Besuch bekamen. George fühlte sich unglücklich und allein. Die verlässlichen Bande männlicher Zuneigung, die in den ersten Wochen geschmiedet worden waren, wurden nun von dem übermächtigen Anspruch verdrängt, den die andere Hälfte der Spezies stellte.

Als Entschädigung dafür, dass er ihn allein ließ, hatte Georges Zimmergenosse ihm eine billige Flasche Scotch mitgebracht. Da Alkohol bei ihm zu Hause immer als Sünde verpönt gewesen war, konnte George der Versuchung nicht widerstehen, und er war im Nu zum ersten Mal in seinem Leben richtig betrunken. Inzwischen war es kurz vor zehn Uhr abends. Die Pärchen waren aus den Restaurants zurück, tanzten wild und ausgelassen und verschwanden für die Augenblicke, die vielen dieser jungen Männer am wichtigsten waren, auf die Zimmer, ehe die erlaubte Zeit für Damenbesuch abgelaufen war und die Mädchen zurück in die Pensionen oder das nahe gelegene Mädchencollege mussten, wo sie untergebracht worden waren. Mit dem Scotch unterm Arm wankte George über die Flure. Die Türen der meisten Zimmer standen einen Spalt weit offen, wie es die Universitätsregeln verlangten, sodass Musik vom Album *Meet the Beatles!* aus den Hi-Fi-Anlagen nach draußen schallte. George, der wusste, dass überall Männer und Frauen einander in den Armen lagen und heftig knutschten, hielt es vor Sehnsucht kaum aus.

In diesem Zustand lief er seinem besten Freund Mario Alfieri über den Weg. Mario, der mit einem Sportstipendium als Ringer aus Queens gekommen war, wirkte im piekfeinen Charlottesvillle so fehl am Platze wie ein Schnabeltier. Er war laut, vulgär und ein Witzereißer, genau der Rebell, der George gern sein wollte, und sie hatten sich auf Anhieb gemocht. Jetzt hielt Mario, der mit einem Eimer Eiswürfel die Treppe herunterkam, George am Arm fest.

»Du wirst es nicht glauben«, sagte er und wiederholte den Satz mehrmals, während er sich vor Lachen bog. »Brierly hat auf dem Flur im ersten Stock eine Braut, die es mit allen der Reihe nach treibt.«

George wusste zwar, was Mario meinte, blickte ihn aber verständnislos an.

»Im Ernst«, sagte Mario. »Sie liegt im Verpackungskarton von einem Kühlschrank und unterhält die Truppen. Also, Georgie-Boy, jetzt hör mal gut zu. Du bist gerettet. Gerettet.« Mario wusste von Georges trostlosem sexuellen Erfahrungsschatz. »Na los, nach oben mir dir.«

»Warst du schon da?«

»Ich hab ein Rendezvous, du Blödmann.« George hatte die junge Frau kurz kennengelernt. Sie war die Schwester eines anderen Ringers, und Mario hatte sich dazu überreden lassen, sie einzuladen, ohne sie zu kennen, weil man ihm versichert hatte, sie sei genauso anarchisch wie er. In natura hatte Joan sich als hübscher entpuppt, als sie auf dem Foto aussah, aber sie gehörte auch zu den seltenen Frauen, die selbst wenn sie ganz still standen, trotzig wirkten. »Fünf zu eins, dass ich bei der nicht landen kann«, hatte Mario George zugeflüstert.

»Was ist mit Syph?«, fragte George jetzt, während er sich vorstellte, was sich da oben angeblich abspielte.

»Was ist mit einer schnellen Nummer?« Mario zog sein Portemonnaie aus der Gesäßtasche, fischte das Kondom heraus, das er für alle Fälle immer dabei hatte, und klatschte es George in die

Hand. »Einer für alle«, sagte Mario. Er schob seinen Freund mit beiden Händen Richtung Treppe.

Oben angekommen, bot sich George eine Szene, die ihm gänzlich unwirklich erschien, trotz Marios Beschreibung. Ein riesiger Karton, gut zweieinhalb Meter lang und eins zwanzig hoch, lag über der Schwelle von Hugh Brierlys Zimmer am Ende des Flurs. Zwischen den offenen Laschen an einem Ende ragten ein weißer Hemdschoß und vier nackte Beine hervor; um die Knöchel von zweien hingen eine Männerhose und Boxershorts. Der Junge lag mit den Schuhspitzen nach unten, während der Karton von seinen angestrengten Bewegungen wackelte.

Mindestens zwei Dutzend junge Männer standen aufgereiht auf beiden Seiten des Flurs und schauten zu, alle mit gelockerten Krawattenknoten und einem Drink in der Hand. Sie lachten, schlugen sich gegenseitig auf die Schulter und grölten unanständige Sprüche. Aber keiner von ihnen ließ auch nur eine Sekunde lang den Karton aus den Augen. Es war, als enthielte er das Geheimnis des Feuers. Zwischendurch spähte immer mal wieder der eine oder andere in den Karton und rief dem Burschen da drin eine obszöne Aufmunterung zu.

George trat zögerlich näher, bis er merkte, dass er in der Wartereihe der Zuschauer stand. Er wurde genau wie sie von einer aufgeregten Spannung erfasst, je weiter er nach vorn kam. Ein dumpfes Schlagen drang aus der Kiste, und auf einmal schrie der Junge da drin »Volltreffer!«. Die Jungs auf dem Flur brachen in so wildes Gelächter aus, dass die Wände wackelten.

Vor ihm in der Schlange stand Tom McMillan, ebenfalls Erstsemester. »Ich geh noch mal rein«, sagte er zu George. Das Mädchen, so erklärte McMillan, war allein beim Fußballspiel aufgetaucht, wahrscheinlich war sie von dem Burschen, mit dem sie verabredet gewesen war, versetzt worden. Sie hatte Brierly und Goren angesprochen, zwei aus dem Wohnheim, die beide ebenfalls keine Verabredung hatten, und war mit ihnen hergekommen. Die drei hatten stundenlang gebechert, das bevorzugte

Partygetränk, ein Cocktail aus Gin und Fruchtsaft direkt aus der Dose. Irgendwann hatte das Mädchen gesagt, sie wäre für alle da, was die drei mit zunehmend schlüpfrigen Worten weiter ausspannen, bis die Jungs drängender wurden und meinten, sie könne sie jetzt nicht enttäuschen. Brierly hatte diese Kühlschranksverpackung gefunden, und das Mädchen war angeblich lachend mit ihm in den Karton gekrochen.

Als George fast vorn in der Schlange war, kam ein Erstsemester namens Roger Peterson über den Flur auf Brierly zugestürmt.

»Verdammt noch mal«, sagte er. »Ein paar von uns sind mit unseren Mädchen hier oben. Hör endlich auf mit dem Mist. Habt ihr sie noch alle? Was sollen wir unseren Mädchen sagen?«

»Sagt ihnen, sie sollen wegsehen«, erwiderte Brierly, und die ganze Horde brüllte, lachte Peterson aus, der wieder verschwand.

Die Zuschauermenge wuchs rasch. Die Sache sprach sich herum. Einige Jungs mit Blazer und Krawatte hatten sogar ihre Mädchen kurz allein gelassen und kamen angelaufen. George spürte, wie seine nervöse Anspannung die Wirkung des Scotch milderte, und er sah, dass weitaus mehr Schaulustige da waren als Jungs, die darauf warteten, an die Reihe zu kommen. Doch die Schlange hinter ihm wurde schnell länger, und er wusste, dass für Unentschlossenheit keine Zeit blieb.

Als McMillan ganz vorn war, winkte Brierly ihn weg.

»Nicht zweimal, noch nicht.«

McMillan protestierte noch immer, als ein kleiner, dicker Junge, den George nicht kannte, aus der Kiste gekrochen kam und sich die Hose hochzog.

»Was für ein Flittchen!«, sagte er und erntete brüllendes Gelächter.

Brierly zeigte auf George. »Du bist dran«, sagte er, »los, rein in den Liebestunnel.« Erst da sah George, dass Hugh Geld einsammelte. »Miete«, sagte Brierly. »Die Kiste gehört mir.«

George zog benommen zehn Dollar aus seinem Portemonnaie, Taschengeld für eine Woche.

»Du hast fünf Minuten, Mason. Zeig, was du kannst.«

Er öffnete erst seinen Gürtel, als er in der Kiste war, wo der penetrante Geruch ihn überwältigte. Irgendwer, vermutlich die Frau, hatte sich erbrochen, und es roch unerträglich in der stickigen Luft, die von erhitztem Atem und Schweiß durchtränkt war. In der niedrigen Kiste konnte er sich nicht richtig über sie knien, und er musste sich mit einer Hand aufstützen, um seine Hose runterzuziehen. Das Mädchen redete mit sich selbst, Halbsätze, Songtexte, dachte er, irgendein Kauderwelsch mit hoher Stimme. Eine Zeile, die sie sang, verstand er: *»I want to hold your hand.«*

Sie sprach ihn an, als er sie berührte. »He, Süßer«, sagte sie mit sanfter, betrunkenener, sorgloser Stimme, als würde sie diesen flüchtigen, narkotischen Augenblick genießen.

Er wollte seine Chance nutzen, so gut er konnte, und erkundete den mageren Körper des Mädchens ohne große Zärtlichkeit. Ein Wollrock war um ihre Taille geknüllt, und ein Seidenunterhemd war ihr bis zu den Schultern hochgeschoben worden. Wie sie so da lag, wölbten sich ihre Brüste kaum merklich, und sie hatte winzige Brustwarzen, wie Erbsen.

Als er in die Kiste gekrochen war, angewidert von der Hitze und den Gerüchen, hatte er zuerst gedacht, er könnte doch eigentlich einfach nur seine Hose bis zu den Knöcheln runterschieben und sonst nichts machen. Keiner der Jungs auf dem Flur würde irgendwas merken. Er könnte sich ein bisschen bewegen und hinterher ordentlich vom Leder ziehen, wie so viele Idioten am Sonntagmorgen. Aber entscheidend war: Es würde niemand wissen. Er war frei. Und obwohl die Panik in ihm hochkroch, machte er weiter, denn er wollte diesen Augenblick hinter sich bringen. Es gab zwei Gruppen auf der Welt, diejenigen, die es schon getan hatten, und diejenigen, die es noch nicht getan hatten, und er war überzeugt, dass sich jede

Unsicherheit seines Alters verflüchtigen würde, wenn er diese Grenze erst überschritten hätte.

Als er nach einem furchtbaren Augenblick ungeschickter Fummelei in sie eindrang, wurde sein Körper von einem Aufschrei seines eigenen Herzens zerrissen. Mit erschreckender Klarheit hörte er Verwünschungen und dunkle Prophezeiungen. Aber das waren die Stimmen, denen er unbedingt entfliehen wollte, und so machte er weiter und führte es zu Ende, entschlossen, irgendwie losgelöst von jeglichen Lustempfindungen. Das Mädchen, so erinnerte er sich, hatte eine Hand auf seinen Rücken gelegt und unternahm den Versuch, sich ein wenig unter ihm zu bewegen.

Als er fertig war, zog er sich die Hose wieder hoch.

»Alles in Ordnung?«, flüsterte er, bevor er nach draußen kroch.

»Oh, Süßer«, antwortete sie.

»Nein, im Ernst. Ist alles in Ordnung?« Er berührte zum ersten Mal ihre Wange.

Sie sang wieder, mit einer plötzlichen Klarheit, die ihm Angst machte.

Ihm brannten die Augen, als er wieder in das grelle Neonlicht des Flurs tauchte. Hände klopften ihm auf die Schulter, und es fiel die ein oder andere spöttische Bemerkung über sein Tempo – er war höchstens zwei Minuten in der Kiste gewesen –, aber er wollte der hungrigen Meute nur noch entkommen. Sie hatten keine Ahnung, was tatsächlich geschehen war. Jedenfalls nicht das, was sie glaubten oder feierten. Gleich darauf war er unten, versuchte sich darüber klar zu werden, was es bedeutete, die Membrane zwischen seinen Fantasien und seinem Leben durchdrungen zu haben. Der Scotch machte sich wieder bemerkbar.

Mario Alfieris Blind Date, Joan – mit der Mario die folgenden siebenunddreißig Jahre verheiratet sein sollte, bis er am 11. September 2001 im zweiten Turm des World Trade Center starb

–, erschien an der Tür des Badezimmers, das für die Dauer der Party zur Damentoilette erklärt worden war. Sie lief förmlich in George hinein, während er sich noch das Hemd in die Hose stopfte.

»Was ist denn mit dir los?«, fragte sie.

Ihm fiel keine taktvolle Antwort ein. »Das Leben ist seltsam«, sagte er.

Joan, die genauso schlagfertig wie Mario war, musterte ihn von oben bis unten und fragte: »Im Vergleich zu was?«

Wenn Richter Mason die Geschichte im Laufe der Jahrzehnte in den Sinn gekommen ist – und das war nicht häufig –, hat er sie unter der Rubrik »Amüsante Jugenddummheiten« abgehakt. Jeder erlebt irgendwann das erste Mal, und die Hälfte dieser Fälle läuft verrückt ab. Zögerlich. Erfolglos. Das Leben und die Liebe finden später eine bessere Basis. Er hat seit Jahren nicht richtig darüber nachgedacht, was damals geschah, und er hat es nie als das bezeichnet, als das er es heute bezeichnen muss: als Verbrechen.

Er denkt über das Wort nach, die Idee. *Verbrechen*? Er ist Jurist, ein Meister der Differenzierung. Es ist ganz und gar nicht das Gleiche. Doch der Vorfall von damals hat verstörend große Ähnlichkeiten mit dem Fall, der heute Morgen verhandelt wurde. Das Mädchen war betrunken. Praktisch unzurechnungsfähig. Ihr Verhalten mochte damals als Zustimmung ausgelegt werden. Aber nicht heute. Die Männer auf dem Flur des Wohnheims, vor allem er, hatten die Hilflosigkeit der jungen Frau ausgenutzt.

In der Grabesfinsternis des Parkhauses spürt George Mason, wie heftig sein Herz schlägt. Die Sache ist ernst. Denn ihm wird klar, dass er unversehens eine der Segnungen der mittleren Lebensjahre verloren hat. Zugegeben, man begegnet Gelenkschmerzen, Schwerhörigkeit, schlechtem Namensgedächtnis – sogar Krebs. Aber so was doch nicht. Mit einem Mal kommt ihm seine Seele so unstofflich vor wie Rauch. Und mit seinen

neunundfünfzig Jahren fragt sich George Mason, wer er eigentlich ist.

6

PATRICE

»Hab ich dir je von meinem ersten Mal erzählt?«, fragt George Patrice am Abend im Krankenhaus. Aufgrund der Bestrahlung musste sie die Schilddrüsenersatztherapie unterbrechen, und jetzt fühlt sie sich, wie sie es ausdrückt, »so schwungvoll wie Moos«. Um sieben Uhr abends liegt sie in dem Krankenhausbett und blättert in einer Zeitschrift. George selbst ist eingepackt wie ein Geschenk – Papierkittel, -haube und -schuhüberzieher – und sitzt hinter einer Linie, die auf den Boden geklebt ist, sieben Schritte von seiner Frau entfernt. Nachdem er heute Abend durch den hermetisch verschlossenen Außenbereich in ihr Zimmer gelassen worden war, steuerte er gleich auf seine Frau zu, doch er kam nicht näher als drei Meter an ihr Bett heran, weil sie warnend beide Hände hob, damit er sie ja nicht umarmte. »George, spiel nicht Sir Galahad. Ich weiß, die Krankenschwestern haben dir gerade verboten, in meine Nähe zu kommen.« Sie bat ihn, die Burritos, die er ihr vom Mexikaner mitgebracht hatte, auf einen Tisch auf der anderen Seite des Raumes zu stellen, von wo sie sich das Essen holte.

Trotz der vorgeschriebenen Distanz ist es ein angenehmer Besuch, erheblich besser als das verlegene Gespräch, das sie gestern über das gefängnisähnliche Telefon hatten. Patrice freut sich, dass sie morgen Abend vielleicht nach Hause darf, und hat die eine oder andere lustige Bemerkung über ihr, wie sie es nennt, »Leben als Gefahrgut« gemacht. Aber die Frage, die er ihr soeben gestellt hat, kam aus heiterem Himmel, und Patrice' Augen, ein durchdringendes Blau, klar wie Edelsteine, huschen zu ihm herüber, und eine Braue hebt sich.

»Ich meine Sex«, fügt er hinzu.

»Das ist mir klar, George«, sagt sie und wirft einen Blick auf

die Gegensprechanlage, die an einer frei stehenden Metallstange neben ihrem Bett montiert ist. George jedoch fühlt sich sicher. Der Lautsprecher plärrt jedes Mal laut, ehe jemand im Schwes-ternzimmer mithören kann. Außerdem lasten die Erinnerungen, die ihm im Parkhaus gekommen sind, auf ihm wie ein schwerer Stein, der vom Eingang eines Grabes weggerollt ist. Er hat die ganze Zeit auf einen günstigen Moment gewartet, um mit Patrice über die Sache zu sprechen, und so unvermittelt davon angefangen, weil er weiß, dass das Personal ihn bald hinaus-scheuchen wird. Der Strahlungssensor, den sie ihm über dem Herzen an den Kittel geheftet haben, ist nach wie vor im grünen Bereich, aber der Balken darauf schrumpft.

»Und? Hab ich?«, fragt er. Er kennt Patrice' Geschichte seit ewigen Zeiten. Mit siebzehn, mit einem sechsundzwanzigjähri-gen Mann, den sie zu begehren meinte. Auf dem Rücksitz eines Wagens. Das übliche Gefummel. Wie nach Gebrauchsanwei-sung. Und danach die Erkenntnis, dass es ihr vor allem darum gegangen war, die Sache hinter sich zu bringen, und nicht um den supertollen, gut aussehenden, wertlosen Kumpel ihres älteren Bruders.

Patrice runzelt die Stirn, blättert eine Seite um. »Nicht dass ich wüsste, Georgie«, sagt sie, um dann mit typischer treffsicherer Untertreibung hinzuzufügen: »Vielleicht hat es ja was zu bedeuten, dass ich nie gefragt habe.«

Er lässt sich jedoch nicht beirren, möchte ihre Hilfe.

»Also, ich hab darüber nachgedacht«, sagt er. »Im Zusammenhang mit diesem Fall.«

»Welchem Fall?«

»Dem mit den vier Jungen? Aus Glen Brae?« Er zwingt sich, es auszusprechen: »Die Vergewaltigung. Ich hab dir doch erzählt, dass heute die Anhörung war.« George hat auf der Fahrt hierher im Radio einen Bericht über die Anhörung verfolgt. »Dramatische Entwicklungen«, sagte der Reporter. Ein Richter hatte durchblicken lassen, der ganze Fall müsse womöglich

eingestellt werden. In einem eingespielten Interview auf der Treppe vor dem Gerichtsgebäude jubelte Sapperstein, als hätte Nathan Koll ihm den Nackenschlag nie versetzt. George sehnt sich ständig nach der Zeit zurück, als öffentliche Kommentare noch sauber und anständig waren, keine Marktschreierei.

»Und wie ist es gelaufen?«, fragt Patrice, die bereits vergessen hat, was er ihr heute Nachmittag am Telefon erzählt hat. Einer ihrer ewigen Streitpunkte ist ihre mangelnde Ernsthaftigkeit seinem Beruf gegenüber. Was sie als Architektin schafft, ist greifbar. Gebäude stehen jahrhundertlang. Vor allem Schönheit hat Bestand. Juristen dagegen jonglieren bloß mit Worten. Aber da Patrice das Rechtsgeschäft häufig lächerlich findet und Juristen für eine wimmelnde Horde von unbeherrschten Neurotikern hält, kann sie Georges Schilderung von dem Disput zwischen Jordan Sapperstein und Nathan Koll eine heitere Seite abgewinnen. Sie sieht darin ein Werbeplakat für das Land, das sich Justiz nennt. So müde sie auch ist, zum ersten Mal an diesem Abend lacht sie aus vollem Herzen.

»Und wo stehst du in der Sache?«, fragt sie.

»Nicht auf Kolls Seite. Nicht ganz.«

»Wo dann?«

»Ich weiß es wirklich nicht. Aber ich bin durcheinander. Und irgendwie. Na ja – deshalb hab ich gefragt. Ob ich es dir erzählt hab. Weil mir auf einmal klar geworden ist, dass meine Erfahrung damals nicht viel anders war als ...« Er stockt.

»Anders als was?« Ein besorgter Unterton schwingt in ihrer Stimme mit.

»Dieser Fall. Warnovits.«

»Ich bitte dich, George. Ich bin sicher, das war völlig anders.« Sie bemüht sich, beruhigend zu klingen, aber in ihren Tonfall mischt sich Zorn. Wie sie gesagt hat. Es hat etwas zu bedeuten, dass sie nie gefragt hat. Sie ist nicht bloß Zuschauerin, das will sie ihm damit sagen. Sex ist schließlich von Bedeutung. Das lehrt uns unsere Kultur. Von unseren Fixierungen ganz zu

schweigen. Er ist – wie der Tod – einer der Punkte im Leben, denen wir nicht ausweichen können, und somit ein Ort von großer Tragweite, wann immer man dort ankommt.

Ihr schönes Gesicht hat sich unterdessen verdunkelt, und sie blickt ihn mit wachernen Augen an.

»Georgie, so kenn ich dich gar nicht.«

»Wieso sagst du das?«

»Jetzt tu nicht so, George. Sonst grübelst du nie so über einen Fall. Du bist verstört. Hast du dein Handy schon wiedergefunden?«

Er ist dabei, Mist zu bauen. Das sieht er ein. Ihre Bedürfnisse müssen im Augenblick Vorrang haben, und sie hat derzeit eindeutig das Bedürfnis, dass George so ist, wie er immer ist. Ausgeglichen. Stabil. Loyal wie ein Hund. Es wäre schließlich grotesk, wenn er sie bäte, Mitleid mit *ihm* zu haben, weil sie kurze Bekanntschaft mit der Sterblichkeit gemacht hat. Schlimmer noch, Patrice würde es als Vertrauensbruch auffassen. Wenn sie morgen oder übermorgen aus dem Krankenhaus kommt, hat sie vor, den Begriff *geheilt* zu benutzen. Die bösen Zellen sind ganz bestimmt zerstört worden und stellen keine Gefahr mehr für ihre gemeinsame Zukunft dar. Sie möchte, dass George sich bei ihr einhakt und vorwärtsmarschiert, ohne sich noch einmal umzudrehen.

»Mir geht's gut, Kumpel«, antwortet er.

Es klopft. Die Besuchszeit ist um. An der Tür winkt er noch einmal fröhlich.

»Morgen nach Hause«, sagt er. »Nie wieder Krankenhaus.«

»Nie wieder Krankenhaus«, wiederholt sie.

In der Luftschleuse zwischen Krankenzimmer und Korridor legt George die Papiersachen ab, die er tragen musste, und stopft sie in einen speziellen Beutel. Eine Mitarbeiterin fährt mit einem knallorangeroten Geigerzähler an ihm entlang, ein Gerät von der doppelten Größe eines Walkie-Talkies. Er darf gehen. Als er den grell erleuchteten Korridor hinunterschreitet, passiert er offene

Türen, die kurze Porträts von Leid umrahmen. Doch in Gedanken ist er noch immer bei seiner Frau.

Als George Patrice kennenlernte, war er kurz vor seinem Juraexamen, und sie studierte am Easton College. An einer Ampel nicht weit vom Easton-Campus hatte er einen Blick in einen MG Roadster geworfen, der auf der Spur neben ihm mit offenem Verdeck in der Sonne stand, und war beim Anblick der Fahrerin wie gebannt gewesen. Die junge Frau hatte jene klare, vollkommene Schönheit, die nie vergehen würde; sie würde auch mit neunzig noch umwerfend aussehen. Als sie merkte, dass George sie anstarrte, tat er so, als hätte er nicht sie, sondern die Schaumstoffwürfel betrachtet, die sie am Rückspiegel baumeln hatte.

»Wozu sind die Dinger eigentlich da?«, fragte er durch sein offenes Fenster. »Ich mein die Würfel? Sind das Glücksbringer?« Er fand, die Deko behinderte nur die Sicht durchs Fenster.

Zur Erwiderung lächelte sie ihn kühl an.

»Da muss ich meinen Freund fragen«, sagte sie. »Der Wagen gehört ihm.«

Die Ampel sprang auf Grün, und weg war sie, doch als er sie auf einer Party wiedersah, erkannte sie ihn.

»Ich hab nicht mehr rausgefunden, was die Würfel sollen«, sagte sie. »Als du mich das gefragt hast, ist mir irgendwie klar geworden, dass das Cabrio das Beste an dem Typen war.«

Da hatte er gedacht, dass er seine Chance nutzen sollte – ehe sich andere in seinem Alter scharenweise an sie ranmachen, ehe Patrice merkte, dass sie eine weitaus bessere Partie machen könnte. Es hat nichts mit falscher Bescheidenheit zu tun, wenn George sagt, dass er nach oben geheiratet hat, eine Frau, die mehr auf dem Kasten hat als er. Aber Patrice war ihm längst weit voraus – wie immer. Sie wusste, was er war, und hatte eigene Pläne. Sie wollte jemanden, der zuverlässig war, treu, der sie unterstützte – und von ihr beeindruckt war. Sie hatte Architektur studiert, war so erfolgreich gewesen, wie er es erwartete,

und hatte dann das meiste davon aufgegeben, als ihr zweiter Sohn zur Welt kam. Als sie wieder arbeiten ging, baute sie Wohnhäuser – nicht die höchste Kunst der Architektur, Pop-songs im Vergleich zu den Symphonien, die sie hätte komponieren können. Aber sie beklagte sich nie. Patrice hat ihre Sehnsüchte schon immer sehr viel genauer gekannt als die meisten Menschen.

Er ist jetzt zu Hause in Nearing angekommen. Sie wohnen schon fast ein Vierteljahrhundert hier, haben das Haus gekauft, kurz nachdem George als Rechtsanwalt anfang. Es war ein sogenanntes Einsteigerhaus, aber mit den Jahren wurde es Patrice' Kunstwerk. Sie haben vier größere Umbauten vornehmen lassen, was für Patrice, anders als für ihren Mann, jedes Mal ein Freudenfest war. Was als Bungalow begann, ist heute ein zweieinhalbgeschossiges Haus, ein Schmuckstück mit Jugendstilornamenten und hier und da einem Hauch von Wright, und es ist dreimal so groß wie zu Anfang.

Der Burrito-Geschmack liegt George noch auf der Zunge, als er sich eine Flasche Wasser aus der Küche holt und dann in sein Arbeitszimmer geht, um die Post durchzusehen und seine E-Mails zu checken. George ist nach wie vor leicht irritiert über Patrice' sperrige Reaktion, als er den Fall Warnovits mit seinem eigenen Erlebnis von vor Jahrzehnten verglich. Seine Frau verlangt mitunter einfach Vollkommenheit von ihm. Im Grunde ist er ihr schöner George – fast so hübsch wie sie, mit guten Manieren, allseits beliebt, das Oberhaupt einer Bilderbuchfamilie, wie es eine Freundin von ihnen vor langer Zeit einmal formuliert hat.

Damit sind sie beide bislang auch gut gefahren, denn er stellt die gleichen Ansprüche an sich selbst, eine Neigung, die sich mit zunehmendem Alter hätte abschwächen können, wenn er nicht Richter geworden wäre. Über andere zu richten ist in Georges Augen im Grunde ein arrogantes Unterfangen. Als Verteidiger hat er seine Mandanten nie verurteilt. Das erledigten

schon alle anderen im System – die Cops, die Staatsanwälte, die Geschworenen und die Richter; sie brauchten seine Hilfe nicht. Aber es ist die Pflicht eines Richters, über Recht und Unrecht zu entscheiden, und das ist anmaßend, weil sich dahinter der Anspruch verbirgt, dass der Richter über die Schwächen erhaben ist, über die er zu Gericht sitzt. Jetzt, wo George sich daran erinnert hat, was vor vierzig Jahren in einer Kühlschranksverpackung passiert ist, erscheint ihm dieser Anspruch wie eine armselige Farce.

Der Vorfall, der jahrzehntelang auf Erinnerungsfetzen begrenzt war, kommt jetzt in größeren Zusammenhängen wieder. Und als er sich an seinen Schreibtisch setzt, entsinnt sich George plötzlich, dass die Sache nicht mit der neunmalklugen Bemerkung von Joan zu Ende war, der jungen Frau, die Marios Ehefrau werden sollte.

»Himmelherrgott noch mal, in der Bibliothek schläft ein Mädchen«, sagte Franklin Grigson, der im Wohnheim die Aufsicht führte, am nächsten Tag zu George. Um acht Uhr früh herrschte in dem alten Gemäuer noch die schlaftrunkene Stimmung eines Sonntagmorgens. Grigson und George waren vermutlich die einzigen beiden jungen Männer, die nach der Partynacht bereits auf waren. Grigson war auf dem Weg in die Kirche, George kam gerade vom Klo, wo er sich mal wieder hatte übergeben müssen. Es ging ihm jetzt besser, aber sein Kopf fühlte sich noch immer an wie der Schwengel in einer läutenden Kirchenglocke.

»Tu uns allen einen Gefallen«, sagte Grigson. »Such den Typ, zu dem sie gehört, und sag ihm, er soll sie hier rausschaffen.« Wenn das Mädchen entdeckt würde, konnten sie damit rechnen, dass Damenbesuche im Wohnheim für den Rest des Semesters verboten wurden.

George schlich zur offenen Bibliothekstür. Es war ein schöner Raum, helle Eichentäfelung, in die Generationen von Studenten ihre Initialen geritzt hatten. Die in die Wände eingelassenen

Bücherschränke standen voll mit alten Lederbänden. Auf dem abgewetzten rostroten Sofa auf der anderen Seite des Raumes schlief eine junge Frau. Sie war schlank, hatte kastanienbraunes Haar, und sie trug einen ausgefransten Rock mit Schottenmuster. An einer Wade hatte sie ein großes Loch in der Strumpfhose. Ein Blick genügte, und George wusste, wer sie war.

Er eilte nach oben und hämmerte an die Tür von Hugh Brierly, bis der schließlich, nur mit Pyjamahose bekleidet, aufmachte.

»Du lügst«, sagte Brierly. Er behauptete, die junge Frau bis vor die Tür des Wohnheims begleitet und angeboten zu haben, ihr ein Taxi zu besorgen. Sie sei aber wieder halbwegs nüchtern gewesen und habe gesagt, sie käme schon allein klar.

»Du hast sie nicht nach Hause gebracht?«, fragte George. Ein Gentleman, ja, eine Reihe von Gentlemen – konnte sich mit einer jungen Lady in einem Kühlschrankskarton vergnügen, aber es war ein Verstoß gegen die heiligen Anstandsregeln, die George beigebracht worden waren, das Mädchen nicht nach Hause zu bringen.

»Sei nicht so ein Weichei, Mason. Ich hab keine Ahnung, wo sie herkommt. Sie ist bei dem Footballspiel aufgetaucht. Was hätte ich denn machen sollen? Sie zurück ins Scott bringen?« Er meinte das Stadion.

»Und? Was willst du jetzt machen?«, fragte George.

»Ich? Du hattest genauso viel mit ihr zu tun wie ich. Sieh zu, dass die Schlampe verschwindet«, sagte Brierly und schloss die Tür. Als George einfiel, dass Brierly am Abend zuvor auch noch »Miete« kassiert hatte, trommelte er eine Weile gegen die Tür, aber Hugh machte nicht mehr auf. Soweit George sich entsinnen konnte, sprachen sie danach kein Wort mehr miteinander.

Unten war die junge Frau wach geworden. Sie sah furchtbar aus. Sie saß auf dem zerschlissenen Orientteppich mit dem Rücken zur Wand und versuchte, die Strähnen ihrer langen Haare zu entwirren, die von den Spuren des Vorabends zusam-

menklebten. Ihrem geröteten Gesicht nach vermutete er, dass sie eine Allergie hatte oder erkältet war. Die große Goldnadel, die ihren Wickelrock zusammenhalten sollte, war seitlich wieder eingesteckt worden, und auf dem oberen Teil ihrer Bluse hatte sie einen leuchtenden Fruchtsaftfleck. Als sie George an der Tür erblickte, sah sie ihn durchdringend an.

»Was willst du denn?«

Die Frage, so erinnert er sich, hatte ihm die Sprache verschlagen. Denn ihm war plötzlich klar geworden, dass er tatsächlich etwas von ihr wollte. Jetzt, gut vierzig Jahre später, sitzt George Mason reglos in dem großen Ledersessel, der einmal in seiner Anwaltskanzlei gestanden hat. Er kriecht über die Pfade seiner Erinnerung wie ein Bombenexperte durch einen Tunnel. Es ist eine kitzlige Operation. Eine falsche Bewegung, und seine Chance wäre zunichte, denn er hofft, für eine Sekunde wieder in die Haut jenes jungen Mannes zu schlüpfen, der noch immer im tiefsten Innern unfertig ist. Was hatte er von ihr gewollt, während er auf der Türschwelle stand? Nicht Vergebung. Die Vorstellung, sein Moralverständnis wäre dem seiner Zeit so weit voraus gewesen, würde ihm viel zu sehr schmeicheln. Damals kam ihm gar nicht der Gedanke, sie wäre in irgendeiner Weise unwillig gewesen. Bestimmt hatte er sich geschämt, weil er gesündigt hatte, und es war ihm gewiss auch peinlich gewesen, sie zu sehen. Vielleicht hatte er den Impuls verspürt, ihr die Schuld zu geben, sie zu beschimpfen, wie Brierly es getan hatte. Doch als er so dastand, sechs Schritte von ihr entfernt in der alten Bibliothek, lächerlich, unwirklich, hatte er vor allem eines gewollt: eine Verbindung zu ihr. Er war mit ihr im Beisein von anderen zusammen gewesen, als sie praktisch empfindungslos war. Aber sie waren auf diese grundsätzliche Art miteinander verbunden gewesen. Laut Euklid ist eine gerade Linie die direkte Verbindung zwischen zwei Punkten, ganz gleich, wie beliebig oder über welche Instanz, und in jenem Augenblick hätte George Mason jedem gesagt, dass diese Regel genauso für

Sex wie für die Geometrie galt. War es Instinkt, dass mit dem Akt auch eine gewisse Zärtlichkeit einherging? Als er sie anblickte, überkam ihn jähe Verzweiflung. Sie kannte nicht mal seinen Namen.

Und so stellte er sich vor. Er trat zu ihr, und da ihm nichts anderes einfiel, hielt er ihr die Hand hin. Sie nahm sie matt.

»Kann ich was für dich tun?«, sagte er.

So gut die Frage auch gemeint war, sie löste eine Welle von Verzweiflung aus, die ihr gerötetes Gesicht kurz schrumpelig werden ließ, ehe sie sich wieder im Griff hatte. Aus Gründen, die George nur allzu gut verstehen konnte, presste sie sich die Fingerspitzen an die Schläfen.

»Besorg mir Zigaretten«, sagte sie. Sie hob die leere Schachtel, die sie zerknüllt in der rechten Hand hielt, und warf sie aufs Sofa. »Ich brauch eine Zigarette.«

Er wartete, empfand noch immer so wie einen Augenblick zuvor.

»Du hast mir nicht gesagt, wie du heißt«, erklärte er.

Sie verzog das Gesicht, gab dann aber klein bei, betrachtete das offensichtlich als den Preis, den sie zu zahlen hatte.

»Klasse«, sagte sie. »Klasse, George. Ich bin Lolly. Viccino.« Sie wandte den Blick ab und ließ den Kopf nach hinten gegen die Wand fallen. »Ich bin Lolly Viccino, und ich hätte furchtbar gern eine Zigarette.«

Während er dasitzt und sich erinnert, hat er wieder ein klares Bild von den vier jungen Männern aus Glen Brae vor Augen, wie sie heute Morgen in der ersten Reihe saßen. Ihre Fürsprecher und Verteidiger hatten den tadellosen Charakter von jedem Einzelnen von ihnen in den letzten Jahren in höchsten Tönen gelobt, und mit ihren dunklen Anzügen und den frisch geschnittenen Haaren hatte Sapperstein sein Bestes getan, damit sie auch entsprechend aussahen. Aber die Verteidigung könnte Jacob Warnovits noch so sehr herausputzen, er würde trotzdem nicht sympathisch wirken. Er ist ein Schlägertyp, wie er im Buche

steht, mit einer langen Vorstrafenliste, darunter vier frühere Festnahmen während der Zeit an der Highschool und auf dem College. Doch die anderen drei Angeklagten, die alle inzwischen ihren Bachelor in der Tasche haben, können beachtliche Leistungen aufweisen. Einer, Absolvent mit Auszeichnung an einem College an der Ostküste, hatte vor, Mitarbeiter im Stab einer Kongressabgeordneten zu werden, bis ihm die Anklage ins Haus flatterte. Ein anderer hat ein Förderprogramm ins Leben gerufen, durch das Großstadtkinder Unterricht im Eislaufen bekommen, und das leitet er noch immer ehrenamtlich. Der letzte arbeitete bis zu seiner Verurteilung in der Abteilung für Hochschulsport an der Middle Tennessee University, wo er mit einem Eishockeystipendium studiert hatte.

Vom Richtertisch aus hatte George die vier jungen Männer gemustert. Einer von ihnen alterte rasch; sein glattes Haar wurde bereits dünner, und er sah nicht mehr sportlich aus, weil er Fett angesetzt hatte. Der Richter hoffte, dass das Warnovits war, obwohl er wusste, dass die Natur sich nur selten danach richtet, was gerecht wäre. Aber die anderen drei waren gut aussehende Verkörperungen ihres Potenzials, und während über ihr Schicksal debattiert wurde, schauten sie mit den flinken, ungläubigen Augen zu, die man wohl bei jedem erwarten würde, der mit ansehen muss, wie eine einzige, sieben Jahre zurückliegende Stunde noch immer imstande ist, über den Rest des Lebens zu bestimmen.

Während er sie jetzt vor seinem geistigen Auge sieht, zieht George den Vergleich zu dem jungen Mann in der Bibliothek vor vierzig Jahren. Wieso sollte er davon ausgehen, dass er einen besseren Charakter hatte als sie? Ist es nicht wahrscheinlich, dass einer von ihnen – oder gar alle – hinterher einen anständigen Impuls empfand, Scham oder Sorge um Mindy DeBoyer? Natürlich nicht genug, um Wiedergutmachung zu leisten, einen Krankenwagen zu rufen oder die Eltern zu verständigen. Aber als sie sie wie ein schlafendes Kind wieder

anzogen oder ihren bewusstlosen Körper die Treppe hinuntertrugen, wie hätte da der eine oder andere von ihnen nicht auf das warme menschliche Gewicht reagieren können?

Ein Geräusch reißt ihn aus seinen Gedanken, ein Piepsen von seinem Computer, das ihm den Eingang einer neuen E-Mail signalisiert. Er und seine Söhne schreiben sich jeden Abend, wie es ihrer Mutter geht, in welcher Stimmung sie ist. Ein Foto von den zwei Jungs, beide strahlend und gut aussehend, steht auf seinem Schreibtisch. Was das angeht, haben Patrice und er ihre Sache sehr gut gemacht, obwohl Patrice sich selbst bei diesem Thema mitunter eine sarkastische Bemerkung nicht verkneifen kann. »Was hab ich bloß falsch gemacht?«, fragt sie jedes Mal, wenn sie zugibt, dass ihre beiden Söhne Juristen sind. Peter hat den Mittelweg zwischen den Berufen seiner Eltern eingeschlagen und ist Anwalt für Baurecht hier in der Stadt. Er hat sich kürzlich verlobt. Der jüngere Pierce arbeitet bei einem Unterhaltungskonzern in L. A.

Doch sobald der Mail-Client aufgeht, sieht George, dass keiner seiner Söhne ihm geschrieben hat. Die Von- und Betreff-Zeile enthalten die mittlerweile vertrauten Omen. Die Worte von # 1, gleich nach der Fehlermeldung, lauten »Guter Rat«, und dann folgen die blauen Buchstaben eines weiteren Links. George klickt ihn an und landet auf der Webseite eines bekannten Versicherungsunternehmens. Dort steht in der Überschrift: »Wenn Sie ein verheirateter Mann sind, sorgen Sie vor. Ihre Frau wird höchstwahrscheinlich länger leben als Sie.«

George schließt die Augen, lässt die Tatsache auf sich wirken, dass # 1 in sein Leben eingedrungen ist. Aber im Augenblick sieht er darin nicht mehr als ein Ärgernis. Seine Gedanken sind noch nicht ganz wieder zurück aus Virginia vor vierzig Jahren, wo sie wie ein wandelnder Geist noch immer nach Lolly Viccino suchen.

7

DER CHEF

Während George Mason am Mittwochmorgen seinen Wagen auf einem der für Richter reservierten Plätze im Parkhaus abstellt, wartet Abel Birtz vor dem Treppenhaus im dritten Stock, um ihn zu begrüßen. Abel kam gestern Nachmittag ins Amtszimmer des Richters, etwa eine Stunde nachdem Marina gegangen war, und machte es sich auf dem grünen Kunstledersofa im Empfangsbereich bequem. »Ich bin Ihr Personenschutz, Euer Ehren«, erklärte er. George tat möglichst erfreut.

»Tut mir leid, dass Sie mit dieser Sache Ihre Zeit vergeuden müssen, Abel.«

»Nicht doch, Euer Ehren. Wir nehmen das ernst.« Von Anfang an erkannte George den Fehler in Marinas Plan, ihm einen Leibwächter zuzuteilen. Die Personalknappheit beim Sicherheitsdienst erlaubt es nicht, für diese Art von Däumchendreherei eine kompetente Kraft abzustellen. Abel, ein ehemaliger Polizist, ist redselig und gutmütig, aber er ist eigentlich im Ruhestand und springt nur noch als Aushilfe ein. Sein kakifarbenes Sakko, auf dessen Brusttasche das Gerichtssiegel prangt, bräuchte einen Meter Stoff mehr, damit es über seinen gewaltigen Bauch passt. Als er den Richter gestern begrüßen wollte, gelang es ihm erst nach mehreren Anläufen, sich vom Sofa zu hieven, und sein breites, quadratisches Gesicht lief dabei dunkelrot an. Außerdem hat er eindeutig Arthritis in einer Hüfte. Er bewegt sich wiegend, als sie jetzt den überdachten Gang zwischen Parkhaus und Gerichtsgebäude entlanggehen. Gott stehe ihnen beiden bei, denkt George, falls #1 zuschlägt und sie um ihr Leben laufen müssen.

Abels Gegenwart stellt noch ein weiteres Problem dar, was George erst wieder einfällt, als er den gequälten Blick sieht, mit

dem Dineesha ihn begrüßt, als sie durch die Tür ins Richterzimmer treten. Obwohl keiner von ihnen etwas dafür kann, verbindet Dineesha und Abel eine unangenehme Geschichte.

George und Patrice lernten Dineesha vor über zwanzig Jahren auf den Elternabenden der Morris School kennen, an denen Dineesha als Mutter von Jeb teilnahm, einem Stipendiaten der Schule. Jeb, der inzwischen in einer Rehaklinik in Denver arbeitet, ging mit Pete, Masons Ältestem, in die vierte Klasse. Doch der wahre Grund dafür, dass Dineesha und George sich näher kennenlernten, war ihr ältester Sohn Zeke. Sie wusste, was George beruflich machte, daher wandte sie sich an ihn, als Zeke verhaftet wurde. Es war nicht Zekes erste Festnahme, aber für die ihm vorgeworfene Tat – er sollte zusammen mit anderen aus seiner Gang die Wohnung eines jungen Mannes abgefackelt haben, der aussteigen wollte – drohte ihm Gefängnis. Es sah nicht gut für ihn aus, denn die Cops wollten an ihm ein Exempel statuieren. George hingegen gewann die Überzeugung, dass Zeke lediglich als Zuschauer dabei gewesen war, wenn überhaupt.

George übernahm den Fall ohne Honorar und gewann ihn auch, aber Dineesha bestand darauf, als eine Art Bezahlung Schreibarbeiten in seinem Büro zu erledigen, wenn viel zu tun war. Bald gehörte sie schon fast zum Inventar seiner Kanzlei – genau wie Zeke. Im ersten Semester in Charlottesville hatte George hitzig mit Kommilitonen über das Bürgerrechtsgesetz diskutiert, von dem er glaubte, dass es den Schwarzen den Weg zum Erfolg ebnen würde. Hart arbeiten. Sich an die Spielregeln halten. Eine Ausbildung absolvieren. Er hatte ja keine Ahnung von den Gefahren, denen junge schwarze Männer ausgesetzt sind, selbst solche wie Zeke, der von liebevollen und ehrgeizigen Eltern großgezogen wurde. Wer konnte sagen, womit Zekes Probleme angefangen hatten? Vielleicht damit, dass er schulisch weniger begabt war als seine beiden jüngeren Geschwister. George ist der Ansicht, dass Kinder nach einer unwandelbaren

Regel des Familienlebens stets den Raum einnehmen, der ihnen zur Verfügung gestellt wird, und in Dineeshas Familie entpuppte sich der verfügbare Raum als eine Zelle in der Strafanstalt Rudyard, wo Zeke schon zweimal eingesperrt hat. Derzeit ist er auf freiem Fuß und taucht immer mal wieder bei seinen Eltern auf, wenn er Hunger hat oder Geld braucht. George hat es inzwischen aufgegeben, seiner Sekretärin Vorträge über liebevolle Strenge zu halten. Doch der Anblick von Abel Birtz keine drei Schritte von ihrem Schreibtisch entfernt muss ihren Kummer zwangsläufig neu entfachen. Abel Birtz war es nämlich, der als Detective im Dezernat für Eigentumsdelikte Zeke wegen des Einbruchs festnahm, der ihn das erste Mal in den Knast brachte.

George meint, das alles in dem unheilvollen Blick zu sehen, der ihnen entgegenschlägt, als sie zur Tür hereinkommen, aber Dineesha stört es aus einem anderen Grund, dass ihr Boss so gelassen mit Abel plaudert. Sie tippt auf ihre Uhr.

»Der Chef?«, erinnert sie ihn. »Der Gerichtshof?«

»Ach du Schande!« George dreht sich um und rennt los.

Um die Gemüter der Berufsrichter zu besänftigen, weil sie in die triste Wildnis jenseits der US 843 abgeschoben werden sollten, ließ die Verwaltung eine kleine Sporthalle mit Racquetballcourt bauen, aber nur, weil sie sich als ideale Nutzung des hofähnlichen Luftschachts in der Mitte der Doppelstockanlage anbot. Irgendwelche Witzbolde haben sie »Gerichtshof« getauft. Auch Handball lässt sich dort spielen, und der leitende Richter, Rusty Sabich, bevorzugt nach wie vor die ältere Spielform, bei dem ein Hartgummiball mit behandschuhten Händen geschmettert wird. Er und George treffen sich zweimal die Woche zu einem Match.

»Georgie-Boy!« Der Chefrichter schlüpft gerade in seine Sportshorts in dem kleinen Umkleideraum, als Richter Mason hereingefegt kommt und sich wortreich entschuldigt. Die zwei sind schon ihre ganze berufliche Laufbahn hindurch gut be-

freundet. Sabich war der stellvertretende Staatsanwalt in dem Gerichtssaal, dem George anfänglich als Pflichtverteidiger zugeteilt war, und in den ersten drei Monaten flüsterte Rusty ihm oft hilfreiche Tipps zu, wenn sie vor Richter White standen. »Beantrage einen schnellen Prozess.« »Erinnere ihn dran, dass die Eltern für die Kautionshypothek auf ihr Haus aufnehmen müssen.« Mit der Zeit hatten sie auch so manches Duell ausgefochten, doch sobald es einem keinen Stich mehr versetzt, wenn man verliert, entsteht durch die Nähe im Gerichtssaal oftmals eine echte Freundschaft. Rusty, der beträchtlichen politischen Einfluss genießt, war die stärkste treibende Kraft, als George vor über zehn Jahren die Chance bekam, für den Job hier zu kandidieren.

»Ich muss mit dir reden«, sagt der Chefrichter.

»Wir liegen mit den Fristen gut in der Zeit«, antwortet George. Eine der vielen Reformen, die Rusty im Gericht eingeführt hat, ist die Vorschrift, dass über alle Berufungsfälle bis zum Ablauf des Gerichtsjahres entschieden werden muss, also spätestens in zwei Wochen. Damit wurde mit der früheren Praxis aufgeräumt, Entscheidungen, die für hohe Tiere in der Politik eine Enttäu- schung sein könnten, über Jahre in der Schwebe zu halten. Außerdem zwingt die Frist die Richter, ihre Fälle das ganze Jahr hindurch möglichst zügig abzuarbeiten, damit am Ende kein unerträglicher Engpass entsteht. Aber darauf will Rusty gar nicht hinaus.

»Es geht um was anderes«, antwortet er.

Sie sind jetzt im Waschraum, wo George seine Hände in warmem Wasser einweicht, was ihn vor blauen Flecken schützen soll. Der Chef steht neben ihm, hat die dicke Schutzbrille bereits aufgesetzt und knetet den Ball, um ihn weicher zu machen.

»Nummer eins«, sagt er mit Betonung auf jedem Wort. Ein Lächeln huscht über sein Gesicht wie ein Fisch durchs Wasser. »Das ist nicht lustig, Georgie. Nimm die Sache ernst.«

»Rusty«, sagt George – er nennt den Chef nur beim Vornamen, wenn sie unter sich sind – »woher zum Teufel weißt du von der Sache?«

»Marina hat mich gestern Abend informiert. Gruselig«, fügt der Chefrichter hinzu, »vor allem wenn sie mit Corazón recht hat. So was kann er meiner Meinung nach nur gedeichselt haben, wenn die Almighty Latin Nation einen von ihren Leuten als Wärter eingeschleust hat. Die Gefängnisverwaltung nimmt zwar jeden, den sie im Supermax einstellt, unter die Lupe, aber soviel ich weiß, lässt sie noch nicht den Stammbaum überprüfen. Diese Banden haben vermutlich einen genauso langen Arm wie früher mal die Mafia.«

»Rusty, ich hab Marina extra gebeten, mit niemandem außer mir über die Sache zu reden, und erst recht nicht über Corazón. Ich möchte nicht, dass meine Leute noch nervöser werden, und, ehrlich gesagt, ich glaub im Grunde nicht, dass an der Sache was dran ist.« Noch weniger seit der E-Mail von gestern Abend. Welchen Einfluss die ALN oder Corazón mit seinen Latinos Reyes auch haben mag, woher sollten sie von Patrice' Krankheit wissen? Dennoch, da Marina seiner Bitte nicht nachgekommen ist, beschließt er, ihr lieber nicht von der letzten Mail zu erzählen. Das hätte nur zur Folge, dass eine Horde Ermittler in sein Haus einfällt und Bodyguards ihn rund um die Uhr bewachen, weiß Gott keine Szene, die er seiner kranken Frau zumuten möchte, wenn sie nach Hause kommt.

»Ruhig Blut, Georgie. Ich bin ihr Boss. Und außerdem glaubt sie, wir könnten auch was Gutes aus der Sache rausschlagen.«

»Nämlich?«

»Na, es liefert ihr eine gute Begründung, die Bezirksverwaltung zu einer Aufstockung des Sicherheitspersonals zu drängen.«

»Und ich bin das Aushängeschild?« George macht keinen Hehl aus seiner Verärgerung. Er hat die Sache sogar vor seiner Familie geheim gehalten, und jetzt will ihn Marina, die offenbar

ihre eigenen Interessen verfolgt, zur Schlagzeile in der Lokalpresse machen.

»Aber nein«, sagt Rusty. »Nur keine Sorge. Wir nennen der Verwaltung gegenüber keine Namen. Aber nach dem Mord in Cincinnati haben wir vielleicht eine Chance, ein paar Dollar zurückzukriegen. Sollen sie ruhig ein paar Leute weniger für die Patrouille im Stadtwald einstellen.«

Marina witzelt gern, die Verwaltung habe letztes Jahr von ihr verlangt, einen von ihren zwei Wachleuten für das Parkhaus durch einen Deutschen Schäferhund zu ersetzen, der dieses Jahr einem Chihuahua weichen soll. Und angesichts der Drohungen von #1 kann Rusty die Bezirksverwaltung, die sich oft durch seinen Ruf beeindrucken lässt, vielleicht überreden, den Etat zu erhöhen.

Es ist manchmal schwer, jüngeren Leuten zu erklären, wie Rusty Sabich zum öffentlichen Inbegriff von Rechtschaffenheit werden konnte, wo er doch vor fast zwanzig Jahren in seiner Zeit als leitender Staatsanwalt wegen des Verdachts angeklagt worden war, eine Kollegin ermordet zu haben. George hatte von Anfang an zu ihm gehalten und war nicht überrascht, als die Beweislage gegen Rusty sich als peinliches Desaster entpuppte, ein Mischmasch aus Laborpfusch, fehlenden Beweisen und unzuverlässigen Zeugen. Heute wird lediglich noch darüber diskutiert, ob der neu gewählte Staatsanwalt, der in Rusty einen potenziellen Rivalen sah, absichtlich falsche Anschuldigungen erhob oder, wie George glaubt, einfach vor lauter Ehrgeiz die falschen Schlüsse zog.

Wie auch immer, als anerkanntes Opfer einer furchtbaren Ungerechtigkeit hatte Sabich hervorragende Voraussetzungen für das Richteramt. 1988 wurde er in dieses Gericht gewählt, dann durch denselben Gerichtsskandal, dem George seine schnelle Ernennung zum Richter verdankte, auf den Chefsessel befördert. Rustys Berufung ans Oberste Bundesstaatsgericht gilt als sicher, sobald Ned Halsey den Stuhl räumt, der umgangs-

sprachlich als »Sitz des weißen Mannes« bezeichnet wird, im Unterschied zu den zwei anderen Posten, auf die Kindle County Anspruch hat und die den neuen politischen Erfordernissen entsprechend mit einer ethnischen Minderheit und einer Frau besetzt sind.

Doch Rusty strahlt eine Reserviertheit aus, die zuweilen an Arroganz grenzt. Seit der Mordanklage hält er sich kerzengerade. Diese Erfahrung unterteilt sein Leben so säuberlich, als hätte jemand einen Strich hindurchgezogen. George versteht das zwar, doch bisweilen missfällt ihm, wer Rusty seitdem geworden ist, oft deprimiert und manchmal übertrieben dienstefrig, wie vorhin wegen Marina, und fast immer auf der Hut. Davon abgesehen ist er ein herausragender Chefkoch. Er hatte schon das Büro der Staatsanwaltschaft kompetent geleitet, und er hat sein öffentliches Ansehen genutzt, um den Parteibonzen jede Kontrolle über dieses Gericht abzurufen, dem er großes Ansehen verschaffen konnte.

Jetzt ziehen beide den Kopf ein, um durch die niedrige Tür den »Gerichtshof« zu betreten. Sie sind körperlich ebenbürtig, beide ziemlich groß, fit und grau. Rusty ist mit zunehmendem Alter etwas fülliger geworden, und George ist inzwischen vielleicht ein wenig schneller, aber das reicht längst nicht, um es mit Rusty aufzunehmen, der das Spiel schon als Junge gespielt hat und intuitiv weiß, wie jeder Ball abprallen wird. Er gewinnt fast immer, und sie haben sich schon vor langer Zeit darauf geeinigt, dass er George Punkte vorgibt, zwei, wenn sie bis 21 spielen, einen, wenn sie in den Elf-Punkte-Tiebreak gehen. George, der sich noch immer über Marina ärgert, spielt wie wild und gewinnt prompt das erste Spiel, 21 zu 17.

»Für das zweite Spiel hast du nicht mehr genug Puste«, sagt Rusty, als sie am Wasserspender verschnaufen.

»Spar dir das, Opa. Ich glaube, deine Siegesserie ist zu Ende.«

»Wart's ab«, sagt Sabich.

George stützt die Hände auf die Knie. Rusty hat recht, er hat

sich wirklich verausgabt.

»Also, mein nächstes Problem, George. Wieso reichst du deine Kandidaturunterlagen nicht ein?«

»Ich habe noch zwei Wochen Zeit.«

»Formal«, antwortet Rusty. »Aber überleg doch mal, George. Am Kammergericht sind hundertfünfzig Richter, die gern aufsteigen würden. Du kennst das aus eigener Erfahrung. Irgendwann ist jeder die Schinderei leid. Prozesse. Anträge. Aufgeplusterte Anwälte. Ich bin diese Woche schon sechsmal angerufen worden. Von Nathan ganz zu schweigen.«

»Koll?« Nathans Sitz wird aus Etatgründen gestrichen, weshalb Jerry Ryan, der auf den Posten gewählte Richter, verärgert abgedankt hat. Nathan hat gar keine Möglichkeit, eine Amtsverlängerung zu beantragen.

»Dass sein Amt erst in zwei Jahren ausläuft, bedeutet nicht, dass er nicht auch auf einen unbefristeten Sitz kandidieren kann, wenn jetzt eine Stelle frei wird. Ich wette, er schickt seine Leute zweimal am Tag nach unten, um nachzusehen, ob du deine Kandidatur eingereicht hast. George, das kannst du uns nicht antun. Wir sind deine Freunde.« Rusty lächelt. Er war es, der dem Obersten Gericht Nathan für den Übergang wärmstens empfohlen hat, weil er dachte, ein namhafter Akademiker würde dem Ansehen des Gerichts gut tun. Inzwischen, so sagt er, würde er Nathans Körper gern der Wissenschaft schenken – und zwar während er noch am Leben ist. »Im Ernst, George. Wir brauchen dich hier. Lass dich von den Drohungen dieses Spinners bloß nicht davon abhalten.«

Ein weiterer Aspekt bleibt unausgesprochen. Rusty kontrolliert seit über zehn Jahren, wer dem Gericht angehört, und er möchte nicht, dass irgendwer ihn übergeht. Wenn George nicht an einer weiteren Amtszeit interessiert wäre, hätte er es dem Chef längst sagen müssen.

»So ist das nicht, Rusty. Ich will einfach nur abwarten, bis sich die Sache mit Patrice etwas beruhigt.«

»Klar. Aber wenn du falsche Hoffnungen weckst, machst du dir Feinde, die du nicht gebrauchen kannst. Reich die Papiere ein. Und da wir gerade von Nathan sprechen, was führt er im Fall Warnovits im Schilde? Ich hab in der *Tribune* einen seltsamen Artikel über eure Anhörung gestern gelesen.«

Wie jeder andere auch findet Rusty die Geschichte von Kolls Überraschungsangriff auf Sapperstein zum Brüllen komisch.

»Er will also mit dieser Begründung dagegen stimmen?«, fragt Rusty.

»Oder separat zustimmen.«

Der Gedanke, dass George für eine Urteilsaufhebung stimmen könnte, lässt den Chef stutzen.

»Rusty, ich glaube, das Verjährungsargument zieht.«

»Wirklich?« Sabich hat die Augen weit aufgerissen, während er nachdenkt. Zu Rustys Aufgaben als Chef gehört es, den öffentlichen Respekt vor den Entscheidungen des Gerichts zu bewahren. Aber es gibt eine Grenze. Die Richter fragen sich häufig bei komplizierten Rechtslagen gegenseitig um Rat, aber es ist völlig ausgeschlossen, dass ein Richter, der nicht mit einem Fall betraut ist, eine Entscheidung empfiehlt.

Ohne ein weiteres Wort winkt Rusty George zurück auf den Court. Nach der Hälfte des zweiten Spiels, beim Stand von zehn zu zehn, merkt George, dass seine Energie nicht mehr für einen Tiebreak reichen wird. Er muss das Spiel vorher für sich entscheiden, das ist seine einzige Chance. Vor jedem Punkt pumpt er seine Lunge voll, beschwört sich innerlich, alles zu geben. Als er mit 20 zu 19 führt, schlägt George auf und beendet einen langen Ballwechsel mit einem verzweifelten Hechtsprung nach einem tollen Passierschlag von Rusty. Der Ball fliegt von Georges Fingerspitzen im hohen Bogen wie in Zeitlupe durch die Luft und prallt ganz unten gegen die Wand. George hat gewonnen.

»Verdammter Mist«, sagt Rusty. George hat ihn das ganze Jahr noch nicht zwei zu null geschlagen.

George sammelt den Ball ein und sieht Rusty mit einer Hand an der Tür stehen.

»Also, damit ich das richtig verstehe. Koll stimmt für eine Aufhebung des Urteils, weil das Videoband unzulässig war, du stimmst für eine Aufhebung des Urteils wegen der Verjährung, und Summerset lehnt beide Begründungen ab. Läuft es darauf hinaus?« George sinkt ein wenig zusammen, als ihm klar wird, dass sein Triumph zum Teil darauf zurückzuführen ist, dass der Chef durch den Fall Warnovits abgelenkt war.

»Das ist *eine* Möglichkeit. Ich hab die Stellungnahme übernommen, und ich habe noch keine Ahnung, was ich machen werde, Russ.«

»Na, da bin ich aber erleichtert. Hör mal, George, lass dich von Nathan nicht reinlegen.«

»Reinlegen?«

»Spiel das doch mal durch. Du hebst das Urteil auf aus Verjährungsgründen, und was passiert mit dem Fall?«

»*Finito*.«

»Richtig. Aber Nathans Gründe?«

George zuckt die Achseln. So weit hat er bisher noch nicht gedacht.

»Überleg doch mal«, sagt der Chef. »Wenn ihr euch nur darauf stützt, dass das Videoband als Beweismittel unzulässig war, kann die Staatsanwaltschaft das Ganze wieder von vorn aufrollen. Damit habt ihr bereits entschieden, dass die Verjährung nicht ins Gewicht fällt, also hat die Staatsanwaltschaft nach der Aufhebung des Urteils ein Jahr Zeit, erneut Anklage zu erheben, und zwar auf der Grundlage von Übertretungen, die sich aus der gleichen Straftat ergeben. So weit richtig?«

»Klingt so.«

»Was bedeutet, die Staatsanwälte erheben gegen alle vier Männer Anklage wegen illegalen Abhörens. Richtig? Dann warten sie ab, welcher Angeklagte als Erster bei ihnen die Tür einrennt, um einen Deal zu machen, wenn er als Zeuge in der

Vergewaltigung aussagt. Der Schlimmste von den Jungs wird wegen beider Straftaten angeklagt. Und schuldig gesprochen werden sie alle. Gerechtigkeit verzögert«, sagt Rusty, »nicht verweigert. Aber wenn es so läuft, wie du es vorhast? Drei separate Entscheidungen? Dann sollten wir gleich die Polizei rufen. Der Fall geht in die Revision ohne Anhaltspunkte für das Prozessgericht, ob die Sache durchgezogen werden kann. Entweder wir verhandeln neu en banc, oder, was wahrscheinlicher ist, das Oberste Gericht schaltet sich ein.

Und dann kandidierst du für die Wiederwahl, nachdem du in einem spektakulären Fall entschieden hast, vier reiche weiße Vergewaltiger aufgrund einer Formsache freizulassen, eine Entscheidung, der sich kein anderer Richter anschließen wollte und die aller Wahrscheinlichkeit nach gekippt wird. Ich meine, Herrgott noch mal, George. Damit bestellst du dir Ärger frei Haus.« Rusty berührt die schweißgetränkte Schulter von Georges T-Shirt. »Frag dich, ob Nathan das nicht alles schon vor der Anhörung gestern in Gedanken durchgespielt hat. Er wird dich eiskalt fallen lassen und für deinen Sitz kandidieren, wenn du auf dem absteigenden Ast bist.«

Sobald er mit dem Vortrag fertig ist, verlässt Rusty die hohe, weiße Sporthalle, und George bleibt zutiefst verunsichert zurück. Er ist nicht überzeugt, was Koll angeht. Die komplexen Überlegungen, die Rusty dargelegt hat, sind Nathan durchaus zuzutrauen. Aber die Kompromisse nicht. Koll redet sich ein, dass das Gesetz eine Frage kühler Vernunft ist und niemals von persönlichen Motiven beeinflusst werden darf. Rusty hingegen, der einmal fälschlicherweise des Mordes bezichtigt wurde, hat verständlicherweise schnell den Verdacht, dass hinterhältige und komplexe Pläne ihn und seine Freunde schädigen wollen.

Doch was die praktischen Folgen angeht, falls George für eine Aufhebung des Urteils aus Verjährungsgründen votiert, da liegt der Chef eindeutig richtig. Feministinnen und Minderheiten, Liberale und Konservative – ein Richter, der es schafft, all diese

Gruppen gleichzeitig gegen sich aufzubringen, muss sich am Wahltag auf Ärger gefasst machen. George ist weiß Gott ein praktisch denkender Mensch, aber ehe er sein Gewissen zurechttut, damit er gewählt wird, tritt er lieber gar nicht erst an.

Und das, so wird ihm klar, wurmt ihn am meisten. Das Gespräch hat die Grenzen des beruflichen Anstands überschritten. George erlebt das hin und wieder bei Rusty. Der ist dermaßen an seine Rolle als Inbegriff von Integrität gewöhnt, dass er davon ausgeht, seine Worte und Taten, ganz gleich, worum es geht, sind allesamt von Rechtschaffenheit durchdrungen.

Es spricht für Rusty, dass ihn selbst bereits Zweifel beschlichen haben, als George in die Umkleidekabine kommt. Sabich sitzt auf der schmalen Holzbank zwischen den Spindreihen, ein Handtuch straff um den leicht fülligen Bauch, das Kinn auf die grauen Brusthaare gesenkt.

»George, ich hätte mir da vorhin einiges verkneifen sollen. Streichen wir das alles aus dem Protokoll. Es tut mir wirklich leid.«

»Kein Problem.«

»Ich mach mir Sorgen um dich. Das weißt du.«

»Ja.« George glaubt das, obwohl Rustys größte Sorge stets dem Gericht gilt, seinem eigenen Denkmal. »Rusty, ich ignoriere deine Ansichten seit dreißig Jahren. Das ist inzwischen eine liebe Gewohnheit.«

Sie schmunzeln beide.

»Es ist ein schwieriger Fall, Rusty. Er beschäftigt mich ganz schön.«

»Weil du nicht recht weiterkommst?«

Er tritt auf der Stelle. Nach den Erinnerungen gestern ist er nicht bereit, eine Entscheidung auch nur ins Auge zu fassen, ehe er nicht mit sich selbst im Reinen ist.

»Wie geht's Patrice?«, fragt der Chefrichter dann. George befindet, dass hinter der Frage kein Fehlschluss steckt. So erklärt Rusty sich die Sache. Patrice ist krank. George ist ein

bisschen aus der Bahn geworfen. Und vielleicht hat er ja recht. George bringt ihn kurz auf den neusten Stand. »Der Arzt hat heute Morgen gesagt, dass Patrice wahrscheinlich heute Abend nach Hause kann.«

»Das ist ja wunderbar«, sagt Rusty, und dann verfallen die beiden Männer, die jetzt nebeneinander auf der Bank im Umkleideraum sitzen, in ein Schweigen, in dem der Fall Warnovits irgendwie weiter die tragende Rolle spielt.

»Rusty«, sagt George schließlich, »ist ein Richter befangen, wenn er durch irgendwas in einem Fall an sich selbst erinnert wird?«

Als er die Frage ausgesprochen hat, merkt George, wie vielsagend sie ist. Für Rusty ist es gewiss an der Tages-Ordnung, sein eigenes Spiegelbild im Gesicht eines jeden Angeklagten zu sehen.

»Die Fälle *sollen* uns an uns selbst erinnern, George. Das macht doch gerade Gnade aus, oder?« Dann steht der oberste Richter auf, streckt aufmunternd seine Hand aus. »Du hast mich fertiggemacht«, sagt er.

»Kann man wohl sagen.«

»Und wie immer du dich in dem Fall entscheidest, es wird richtig sein.«

George schüttelt den Kopf, nicht überzeugt. »Ich meine bloß ...«, sagt er.

»Was?«

»Fragst du dich nicht manchmal?«

»Was?«

Als George es ausgesprochen hat, verraten ihm Rustys Augen, die sich jäh verdunkeln, dass er etwas ungemein Beunruhigendes gesagt hat.

»Wer wir sind?«, hat George seinen Freund gefragt. »Wer wir sind, dass wir über andere urteilen?«

8

EIN ENTWURF

»Rolls Assistent hat mir erzählt, dass wir die Warnovits-Entscheidung machen«, sagt Cassandra Oakey, die gleich nach Georges Ankunft am Donnerstagmorgen ins große Amtszimmer gefegt kommt. »Und wie soll's laufen?«

»Laufen?«

»Na ja, wie entscheiden wir uns in dem Fall? Ich hab bei John nachgefragt. Du hast noch keinen von uns beiden mit einem Entwurf beauftragt. Die Frist endet in zwei Wochen.«

Cassies Stelle ist im Gegensatz zu der von John Banion nicht fest, sondern wird im Jahresrhythmus mit einem frisch gebackenen Absolventen einer juristischen Fakultät neu besetzt. In zwei Wochen fängt jemand von der Northwestern an, der Redakteur einer juristischen Fachzeitschrift an der Uni war. Cassie wird ihn noch zehn Tage einarbeiten und wechselt dann zu einer Stiftung für mittellose Immigranten. Sie hat mit Sicherheit als Juristin eine große Karriere vor sich, aber der Richter ist nicht unbedingt traurig, dass sie geht. Cassie ist die Tochter von Harrison Oakey, der früher einer von Georges Partnern in der Kanzlei war und noch heute zu seinen besten Freunden zählt, und er kennt sie, seit ihre Mutter mit ihr schwanger war. Ihr zuliebe hat er seine üblichen Bedenken gegen die Einstellung von jemandem aus dem privaten Umfeld über Bord geworfen. Viele seiner Kollegen machen das, und Cassie war überdurchschnittlich qualifiziert. Sie war eine herausragende Studentin, und George war geradezu geschmeichelt, als sie die Stelle bei ihm annahm, obwohl sie auch ein Angebot vom Bundesgericht hatte. Ihre Recherchen und Entwürfe waren bisher tadellos.

Aber Cassie ist ein Menschenkind, das vom Schicksal verwöhnt wurde – blitzgescheit, ehemaliges Tennisass, große,

attraktive aschblonde Frau – und so selten auf Ablehnung gestoßen ist, dass sie es nicht gelernt hat, die Grenzen anderer zu achten. Sie redet ungefragt und ohne zu überlegen drauflos, und das häufig mit einem herrischen Ton, als säße sie am Richtertisch. Sie kommt, ohne anzuklopfen, ins Amtszimmer des Richters gestürmt, wie gerade wieder, und obwohl sie häufig deswegen zurechtgewiesen wurde, nennt sie ihn auch im Beisein von anderen George, eine Freiheit, die sich nicht einmal Dineesha erlaubt. Dann und wann kommt George sich vor wie ein Löwenbändiger, der sich einen Stuhl schnappen muss, um Cassie im Zaum zu halten.

»Ich meine«, sagt sie. während sie sich dem großen Schreibtisch des Richters nähert, »wir bestätigen das Urteil doch, oder?« Für Cassie, eine junge Frau ihrer Zeit, ist der Fall klar. Als er zögert, klappt seiner Assistentin der Unterkiefer runter. »Das kann nicht wahr sein! Du schließt dich doch wohl nicht Koll an, oder? Dass das Videoband nicht zulässig war? Das ist absoluter Schwachsinn, nicht? Wir können jetzt keine neuen Argumente mehr in Betracht ziehen.«

»Mir geht da immer noch so einiges durch den Kopf, Cassie.«

»Ach ja? Was denn so?«

Gott sei Dank, denkt er. Keine vier Wochen mehr.

»Das Verjährungsgesetz bereitet mir Kopfzerbrechen. Ich habe es zimal durchgelesen. Es besagt, wenn die Angeklagten die Tat durch gezielte Handlungen verschleiert haben, setzt das die Regelung außer Kraft, Zitat, ›für den Zeitraum, in dem die Handlungen verhindern, dass die Tat bekannt wird‹, Zitatende. Aber diese junge Frau hat ihrer besten Freundin erzählt, dass sie vielleicht vergewaltigt worden ist.«

»Ich dachte, der Prozessrichter hat gesagt, sie sei zu jung und unbedarft gewesen, um zur Polizei zu gehen.«

»Das hat er gesagt. Aber Sapperstein hat nicht ganz unrecht. Der Gesetzgeber hat bei Straftaten gegen Minderjährige eine weitere Verjährungsausnahme geschaffen, aber die währt auch

nicht ewig. Sobald das Opfer achtzehn ist und damit vermutlich alt genug, um zu begreifen, wie die Welt funktioniert, hat es ein Jahr Zeit, zur Polizei zu gehen. Mindy DeBoyer hat das nicht getan. Ist es richtig, dem Prozessrichter mit Berufung auf ihr Alter zu erlauben, diese Ausnahmefrist noch weiter zu verlängern?«

»Oh«, sagt Cassie. Offenbar hat sie darauf so schnell keine Antwort. »Okay, soll ich zwei Entwürfe schreiben? Eine Bestätigung und eine Aufhebung aus Verjährungsgründen?«

»John hat das Memo für den Fall geschrieben, Cassie.« Normalerweise setzt der Mitarbeiter, der den Fall für die mündliche Anhörung vorbereitet, auch den Entwurf für die Entscheidung des Richters auf. Im Fall Warnovits hatte Banion nicht nur den Inhalt des Videobandes zusammengefasst, sondern auch für George die zusätzliche Recherche zum Verjährungsgesetz erledigt.

»John hat gesagt, es ist ihm egal. Ich hab im Augenblick etwas mehr Zeit.«

Cassie ist nicht demokratisch – sie will stets die interessantere Arbeit. Banion ist bestimmt sauer, aber er ist kein Typ, der sich beschwert. Dennoch ist der Richter seit Monaten bemüht, dafür zu sorgen, dass Cassie John nicht zu kurz kommen lässt, und sagt, er will vorher mit Banion darüber sprechen.

Cassie nickt, rührt sich aber nicht von der Stelle, und ihr rundes Gesicht unter dem Pagenschnitt blickt noch immer besorgt.

»Darf ich was sagen?«, fragt sie und wartet seine Antwort natürlich gar nicht erst ab. »Ich versteh wirklich nicht, wie du diese Typen einfach laufen lassen kannst. Sie hatten jede Chance im Leben. Sie haben keine mehr verdient.«

»Es geht nicht darum, was sie verdient haben. Cassie, es passiert immer wieder, dass Leute ungeschoren davonkommen. Das Gesetz kann nicht jedem Schuldigen Gerechtigkeit widerfahren lassen.«

»Aber das Gesetz soll auch niemanden begünstigen, oder?«

»Warum brauchen wir dann einen Beweis, der über jeden Zweifel erhaben ist? Warum gibt es ein Verjährungsgesetz?«

»Wenn du mich fragst, kämen wir auch ohne aus. Schließlich haben wir ein Videoband.«

»Ich bin nicht der Gesetzgeber.«

Sie wiederholt die letzten fünf Worte gleichzeitig mit ihm. Offenbar hat er den Spruch im letzten Jahr ein wenig überstrapaziert. Er weiß aus früheren Bemerkungen von Cassie, dass sie es ein bisschen feige findet, sich hinter den bundesstaatlichen Gesetzgebern zu verstecken. Und sie hat recht damit, dass solche Beteuerungen mitunter klingen wie die juristische Version von »Ich führe nur Befehle aus«. Aber für George darf ein Richter sich vor allen Dingen nicht für das Gesetz selbst halten.

»Und zweitens«, fährt er fort, »wird schon seit Jahrhunderten in Gesetzen berücksichtigt, dass jeder Straftäter, mit Ausnahme eines Mörders, nach einem bestimmten Zeitraum Anspruch darauf hat, sein Leben unbeschattet von den Übeltaten der Vergangenheit fortzusetzen. Stell dir vor, das Videoband wäre erst nach vierzig Jahren statt nach vier Jahren aufgetaucht«, sagt er. Das Beispiel fällt ihm spontan ein, und weil der Grund dafür so offensichtlich ist, wundert er sich, dass seine Stimme nicht verräterisch bebt. »So wie der Prozessrichter die Verschleierungsklausel ausgelegt hat, könnte den Angeklagten noch in Jahrzehnten der Prozess gemacht werden. Möchtest du sie dann immer noch gern vor Gericht sehen?« »Du meinst, wenn sie alle alte Männer sind?« »Seien wir taktvoll« – George lächelt – »und sagen wir, im mittleren Alter. Aber wenn du nicht willst, dass die Verschleierungsklausel vierzig Jahre später eine Anklage erlaubt, warum sie heute zulassen? Wieso nehmen die Worte des Gesetzgebers eine andere Bedeutung an, nur weil Zeit vergangen ist?«

Sie schüttelt den blonden Kopf, ist unwillig, sich festzulegen.

»Na los, Euer Ehren«, sagt er. »Entscheiden Sie sich.«

Cassie nutzt den Umstand aus, dass sie ihn schon ihr Leben lang kennt, streckt ihm zur Antwort die Zunge raus und verschwindet dann rasch ins angrenzende Büro. Der Richter dreht sich zum Fenster. Die Bäume unten an der Allee haben von den lieblichen Frühlingsfarben zu kräftigeren Sommertönen gewechselt.

Er weiß, dass Cassie in einem Punkt recht hat. Sie brauchen eine Entscheidung. Im Grunde kommt es in seinem Job nur auf eines an: Entscheide dich. Und schau nicht zurück. Entschlusskraft ist in vielerlei Hinsicht wichtiger, als recht zu haben. Zweimal, dreimal jedes Jahr werden Georges Urteile vom Obersten Bundesstaatsgericht aufgehoben, dessen Provinzvertreter häufig Vergnügen daran finden, die Großstadtrichter in ihre Schranken zu verweisen. Das tut weh, aber die einzige mögliche Reaktion ist ein achselzuckendes: »Das ist ihre Meinung.« Was die obersten Gerichte sagen, ist nur deshalb richtig, weil sie die Macht haben. Das Gesetz kommt einem in solchen Augenblicken so willkürlich vor wie ein Traum. Aber es gibt eben kein Verfahren ohne Entscheidung.

Als er sich zwingt, erneut an den Warnovits-Fall zu denken, fällt ihm gleich wieder sein persönliches Interesse daran ein. Augenblicklich ist er wieder nach Virginia zurückversetzt und zu seiner Begegnung mit Lolly Viccino am Morgen danach in der Bibliothek des Studentenwohnheims. Da sie unbedingt rauchen wollte, hatte er in der Cafeteria eine Schachtel Winstons besorgt und ihr auch ein Sandwich mit Spiegelei und eine Flasche Cola mitgebracht. Sie verschlang das Frühstück gierig, tupfte sich wohlherzogen die Mundwinkel mit der Serviette ab, um sich dann damit die laufende Nase zu putzen.

»Wenigstens ist einer hier ein Gentleman«, sagte sie. »Die Mädchen haben gesagt, alle Jungs hier wären richtige Gentleman, und ich wollte mich selbst davon überzeugen.« Sie schüttelte den Kopf bei dem Gedanken. Mehr wurde über den Vorabend nie zwischen ihnen gesagt. Er weiß bis heute nicht,

woran sie sich erinnern konnte oder wie deutlich. Lolly zündete eine Zigarette an und verhüllte sich rasch in Rauch.

»Kann ich dich vielleicht ...«, setzte er an.

»Ja?«

»Kann ich dich vielleicht nach Hause bringen?«

Ihr Gesicht wandte sich ihm blitzschnell zu. Offenbar hatte er sie gekränkt, als hätte er damit gemeint, sie wäre nicht willkommen. Er machte sich auf eine Abfuhr gefasst, aber dann schwammen ihre kleinen braunen Augen, die anfänglich hart wie Glas gewesen waren, in Tränen. Sie drückte sich eine Hand an die Nase und schnappte einmal nach Luft, ehe sie anfang zu weinen.

Das erklärte ihre äußere Erscheinung, so wurde George klar, die geröteten Augen, die laufende Nase. Sie sah aus wie jemand, der schon seit Tagen weinte.

Sie zog den Ärmel ihrer Bluse über den Handballen und wischte sich damit übers Gesicht.

»Geh weg«, sagte sie. Sie fluchte, wiederholte die Aufforderung.

Als er eine Stunde später wieder nach ihr sah, hatte sie sich nicht von der Stelle gerührt. Sie saß gegen die Eichentäfelung gelehnt und rauchte. Die Packung war schon fast halb leer. Sie warf George einen tödlichen Blick zu, und dann, als sie ihn erkannte, verzog sie das Gesicht, als tue es ihr leid. Anscheinend waren andere im Wohnheim wach geworden und hatten sie von der Bibliothekstür aus angeglotzt.

Er setzte sich neben sie auf den Boden.

»Mein Leben ist beschissen«, sagte sie. »Du kannst dir nicht vorstellen, wie beschissen mein Leben ist.«

»Weshalb?«

»Ich bin diese Woche vom Columa geflogen«, sagte sie und meinte das Mädchencollege ganz in der Nähe. »Ich meine, man hat mich ›gebeten zu gehen‹. Du weißt ja, wie die so was ausdrücken.«

»Klar.«

»Okay, richtig studiert hab ich nicht. Ich wusste, dass das passieren würde. Aber ...« Sie fing wieder an zu weinen. Ihre Fähigkeit, sich im Handumdrehen von ihrer harten oder weichen Seite zu zeigen, verblüffte ihn. Aber diesmal schaffte sie es, ihm zu erzählen, was los war. Die Geschichte war ganz einfach: Sie konnte nirgendwo hin. Ihr Vater hatte die Familie zehn Jahre zuvor verlassen. Letztes Jahr hatte ihre Mutter einen Mann kennengelernt und ihn geheiratet, sobald Lolly aufs College ging. Jetzt wollte ihre Mutter sie immer nur höchstens ein, zwei Tage zu Hause haben. Sie war nicht bereit, ihre neue Ehe unnötig mit Lollys Problemen zu belasten. Lolly würde sehen müssen, wie sie allein klarkam.

George spürte damals, dass er zu jung war, um das alles voll und ganz zu begreifen. Für ihn war unvorstellbar, dass seine Eltern ihn derart abweisen würden. Er wusste, mit welchen Adjektiven seine Mutter Familien wie die von Lolly reflexartig belegen würde. Aber was er noch nicht verarbeiten konnte, war das, was sie über sich selbst gesagt hatte. Er sollte noch Hunderte, ja Tausende junger Leute erleben, die Ablehnung in Selbsthass umkehrten, eine Kraft von stets vernichtender Wirkung. Nichts von all dem, was Lolly Viccino am Tag und am Abend zuvor passiert war, stellt George Mason heute noch vor ein Rätsel.

Damals jedoch erkannte er lediglich, dass sie unglücklicher war als er. Es hatte ihm schon immer Angst gemacht, wenn Freunde und Kommilitonen niedergeschlagen wirkten. Für ihn war das ein Omen. Ein paar Mal im geistigen Spiegellabyrinth falsch abgebogen, und schon konnte ihn das gleiche Schicksal ereilen. Seine Meinungsverschiedenheiten mit dem strengen Vater, die Enttäuschung der Mutter – wenn er sich dem ganz und gar überließ, könnte er so werden wie dieses Mädchen, ein Dorf in Flammen. Und so saß er einige Minuten schweigend neben Lolly Viccino, hielt sich selbst eine Strafpredigt mit

diversen christlichen Sprüchen, wie sein Vater sie benutzt hätte, und war dennoch unsäglich erleichtert, nicht an ihrer Stelle zu sein.

9

JEMANDES KIND

Am Ende des Gerichtsjahres häuft sich die Arbeit. Fast jede zweite Kammer reicht Urteilsentwürfe ein, und George muss umsichtig entscheiden, bei welchen er noch einmal nachhakt und bei welchen nicht, wobei er bedenken muss, was er oder seine Mitarbeiter in der verbleibenden Zeit überhaupt noch schaffen können. Am Donnerstagnachmittag ist er noch nicht einmal von seinem Schreibtisch aufgestanden, nicht mal zum Lunch. Er hat die Arbeit lediglich unterbrochen, um Patrice anzurufen. Gestern Abend hat er sie aus dem Krankenhaus abgeholt, aber sie muss sich die nächsten drei Tage an strikte Auflagen halten. Sie darf das Haus nicht verlassen, da sie zu anderen Menschen noch einen Mindestabstand von zwei Metern einhalten muss. Aus dem gleichen Grund haben die Ärzte ihr und George Anweisung gegeben, in den nächsten drei Nächten nicht das Bett zu teilen. Sie haben beide Witze über radioaktive Liebe gerissen, doch trotz eines sehnächtigen Blicks schickte Patrice ihn ins Arbeitszimmer, wo er auf dem Ausziehsofa schlief. Die gute Nachricht ist, dass sie sich nicht mehr so schlapp fühlt, seit sie das synthetische Thyroxin wieder einnehmen darf.

George will gerade erneut zum Telefon greifen, als er wütende Stimmen auf dem Korridor hört. John und Cassie schauen aus ihrem kleinen angrenzenden Büro in sein Amtszimmer und hasten dann Richtung Korridor. George folgt ihnen. Dineesha ist auch dort. Abel hat sich mit einem Mann angelegt. Der sieht aus wie um die dreißig und ist in voller Gang-Montur aufgemacht: glänzende weiße Lederjacke, hängende Hose, Rastazöpfe und eine Pistole in Gold von der Größe einer Derringer um den Hals. Aus dem Funkgerät an Abels Gürtel kreischen aufgeregte

Stimmen, während der junge Mann jedes Mal nach ihm schlägt, wenn Abel die Hand nach ihm ausstreckt. Der Typ weiß anscheinend, dass ein guter Angriff die beste Verteidigung ist.

»Ruf deine Scheißhunde zurück, Alter, sonst passiert was.«

Der Aufzug macht pling, und zwei weitere Sicherheitsleute in Kaki kommen über den Marmorkorridor angestürmt. Einen Augenblick später spuckt eine weitere Kabine drei zusätzliche Mitarbeiter vom Sicherheitsdienst aus. Alle haben ihre Funkgeräte voll aufgedreht, und der junge Mann wird rasch umzingelt und in Handschellen gelegt.

»Ich hab ihn zehnmal gefragt, was er hier zu suchen hat«, sagt Abel zu Murph Jones, einem großen Schwarzen, der Marinas rechte Hand ist.

»Ich wollte aufs Klo«, erwidert der Mann in Handschellen.

»Toiletten gibt's unten jede Menge«, sagt Abel. Der Zugang zu den Sonderaufzügen des Berufungsgerichts wird streng kontrolliert, und jeder, der von der Lobby aus hochfahren will, muss sich ausweisen können. Aber die Treppenhäuser auf beiden Seiten des Gebäudes sind aus Brandschutzgründen offen. Ständig verirren sich irgendwelche Unbefugte hierher, darunter viele, die so aussehen wie dieser junge Mann, und manch einer spaziert sogar über die Korridore, wo die Amtszimmer der Richter liegen.

»Unten war 'ne Warteschlange«, sagt er. Während der Zehn-Uhr-Termine herrscht in den unteren Etagen, wo die Strafsachen verhandelt werden, ein Betrieb wie auf einem Busbahnhof.

»Und ich muss echt dringend.«

»Warum waren Sie überhaupt unten?«, fragt Murph.

»Na ja, Mann. Ich bin hier zur Gesichtspflege.« Er meint, er ist auf Kautionsfrei und muss sich bis zu seiner Verhandlung regelmäßig melden.

»Wie lautet die Anklage?«, fragt Murph.

»Soundso 323. Dafür werd ich nich verknackt.« Er meint irgendeine Bandenaktion. Das Leben in einer Gang. Männer, die

an einer Ecke Schmiere stehen oder bei einer Schießerei den Wagen fahren. Die Cops kassieren sie ein, um Ärger zu verhindern, aber für eine Verurteilung reicht es nie, genau wie dieser junge Mann gesagt hat.

»Abführen«, sagt Murph.

»Oh, Mann«, antwortet der Mann in Handschellen. »Was ist bloß aus Amerika geworden? Jetzt buchten sie einen schon ein, wenn man mal pinkeln muss.«

Sie werden ihn eine Weile festhalten, aber wenn seine Angaben stimmen, werden sie ihn laufen lassen müssen, wahrscheinlich gegen Abend. Vier der Sicherheitsleute führen den Mann den Gang runter, kommen aber nicht weit. Sie bleiben stehen, als Marina auftaucht und ihnen mit erhobener Hand signalisiert, dass sie die Sache übernimmt, während sie mit überraschend sportlichen Schritten weiter angelaufen kommt. Als sie bei George ist, fragt sie, ob er wohlauf ist.

»Mir ist nichts passiert«, sagt George. »Abel hier ist der Held.« Er war flinker, als George ihm zugetraut hatte.

»So Punks wie der«, sagt Abel, aber er spricht den Satz nicht zu Ende.

»Mir gefällt die Sache nicht«, sagt Marina, nachdem sie erfahren hat, was passiert ist. »Ich denke an Corazón.«

Sie hat die Stimme gesenkt, damit der Typ in Handschellen, der ein Stück entfernt steht, nichts mitbekommt. Doch Georges Mitarbeiter, die aufgereiht an der Wand stehen, können den Namen hören, obwohl der Richter Marina gebeten hatte, ihn nicht zu erwähnen. Prompt blicken sie alle gleichzeitig auf, Dineesha, John, Cassie, Marcus, der Gerichtsdienerr.

»Marina, der Bursche ist schwarz. Der wird wohl kaum der ALN angehören. Abel, haben Sie einen Stern gesehen?« Alle Mitglieder der Almighty Latin Nation haben einen fünfzackigen Stern zwischen Handgelenk und Daumen eintätowiert.

»Das ist ein Saint«, sagt Abel. »Er hat dieses chinesische Zeug auf der Hand.« Die Black Saints Disciples tätowieren sich seit

einigen Jahren chinesische Schriftzeichen, weil die Cops dadurch größere Probleme haben, die Kennzeichen der einzelnen Untergruppen auseinanderzuhalten.

»Die Latinogangs und die Schwarzensgangs – die sind wie Öl und Wasser«, sagt George.

»Ach, kommen Sie, Richter. Sie wissen, was die Gangs im Knast für Geschäfte machen. Die beauftragen sich gegenseitig, jemanden umzulegen. Damit die offensichtlichen Verdächtigen ein Alibi haben, wenn das Ziel erledigt ist. Corazón weiß genau, dass wir nach einem Latino suchen würden.«

Marina hat recht mit ihrer Analyse des Gang-Verhaltens, aber das macht diesen Mann noch nicht zu einem Handlanger von Corazón. Zumal er unbewaffnet war. Dennoch, der Vorfall ist beunruhigend, weil der Richter die Geschichte mit der Toilette nicht glaubt. Der Typ war hier oben, um irgendwas auszukundschaften – aber dabei ging es wahrscheinlich eher um Diebstahl als um Gewalt, oder er hatte bloß den rebellischen Wunsch, irgendwo hinzugehen, wo er nicht sein darf. Trotzdem, es könnte der erste vage Hinweis sein, dass der Arm von #1 weiter reicht als nur ins elektronische Fantasieland des Internets.

Die Sicherheitsleute gehen mit dem Mann in Handschellen weiter, als vom anderen Ende des Korridors mit den Richterräumen eine Stimme erschallt.

»He«, ruft jemand. »He. Wo wollt ihr denn mit meinem Kumpel hin?«

Eine große Gestalt kommt mit selbstbewussten Schritten näher. Seine Aufmachung ist eine etwas bessere Version dessen, was der junge Mann in Handschellen trägt, die gleiche weite Hose und die gleiche Jacke, aber weniger Gold, und auf dem Kopf trägt er ein Perückennetz, ähnlich wie die Dinger, die langhaarige Fußballspieler unterm Helm tragen. Dineesha gibt als Erste einen Laut von sich, doch George erkennt den Mann fast im selben Moment. Ebenso Abel, der ein ächzendes Stöhnen tief aus der Kehle nicht unterdrücken kann. Es ist Zeke, Dinees-

has ältester Sohn.

Zeke ist noch immer Zeke, groß und freundlich, wortgewandt. »Hallo, Mr. Mason. Momma«, sagt er und schafft es, seiner Mutter in die Wange zu kneifen und gleichzeitig nach Georges Hand zu greifen.

»*Richter* Mason«, korrigiert Dineesha ihn leise und geht ohne ein weiteres Wort. Zeke schaut ihr mit einem müden Lächeln auf den Lippen hinterher. Er ist fast eins neunzig groß und bringt inzwischen bestimmt um die hundertdreißig Kilo auf die Waage. Er hat sich einen seltsamen Stoppelbart wachsen lassen, der wohl schick sein soll.

Zekes Version der Geschichte stimmt im Großen und Ganzen mit der seines Freundes überein. Er hat seinen Kumpel Khaleel aus reiner Nettigkeit zu dem Gerichtstermin begleitet. Als Khaleel die Herrentoilette unten zu voll war, hat Zeke ihn nach oben geschickt. Er kennt sich natürlich im Gebäude aus, so oft, wie er seine Mutter hier besucht hat.

»Ein bisschen merkwürdig«, sagt Marina, »dass Sie nicht kurz bei Ihrer Mom reingeschaut haben.«

Zeke lacht bloß. »Ich wollte sie nicht bei der Arbeit stören«, sagt er.

Das lässt George aufhorchen. Zeke kommt oft vorbei – zu oft, wie seine Mutter findet –, geht dann von Büro zu Büro und begrüßt alle, als hätten sie nur darauf gewartet, dass er hereinschaut und Autogramme gibt. Es ist offensichtlich, dass Zeke Khaleel aus einem anderen Grund hochgeschickt hat. Vielleicht sollte Khaleel nachsehen, ob Dineesha da ist, damit Zeke sie wegen Geld anhauen kann, oder vielleicht sollte er sich vergewissern, dass sie nicht da ist, damit Zeke George beknien kann, ihm einen Gefallen zu tun. Oder aber, wie Marina bestimmt glaubt, er führte etwas Böses im Schilde. Wie dem auch sei, die beiden Männer haben ihre Geschichten abgesprochen, sodass kein Grund besteht, einen von ihnen festzuhalten. Was Marinas Leute oder auch die Polizei unter anderen Umständen nicht

davon abhalten würde, sie trotzdem eine Weile einzubuchten. Aber jetzt sind die zwei nicht mehr bloß üble Burschen von irgendeiner Gang. Zeke ist jemandes Kind. Die Handschellen werden abgenommen, und die beiden Freunde schlendern über den Korridor davon, sichtlich zufrieden mit sich.

»Wissen Sie, was ich glaube?«, sagt Marina zu George. Er hört es sich erst an, nachdem er sein Personal zurück an die Arbeit geschickt hat. Corazón hat Zeke über das Bandennetzwerk gefunden, von dem sie zuvor erzählt hat, und Zeke war hier, um George auszukundschaften, weil irgendetwas geplant ist. »Wir überprüfen sie beide«, sagt Marina leise zu Murph, bevor sie geht.

In Georges Büro herrscht Grabesstille, eine bedrückende Mischung aus Furcht und Mitgefühl für Dineesha.

Sie sitzt nicht an ihrem Schreibtisch. George glaubt, sie ist mal kurz weg oder bei Cassie und Banion, aber er findet sie in seinem Amtszimmer, wo sie auf einem Stuhl sitzt. Sie hat ein Taschentuch in der Hand, aber wie es aussieht, weint sie im Augenblick nicht.

»Richter. Es tut mir leid.«

»Wieso? Er hat doch nichts gemacht.«

Sie antwortet mit einem Blick.

George hält Marinas Theorie eines Bandenbündnisses noch immer für weit hergeholt. Allerdings ist nicht von der Hand zu weisen, dass Zeke als Verdächtiger in Betracht kommt. Zeke weiß ungemein viel über George, zum einen durch ihren jahrelangen Kontakt als Anwalt und Mandant, zum anderen, und das wird weitaus mehr sein, durch das, was er dank seiner Mutter alles mitbekommt. In Zeke brodelte schon immer so viel Zorn, dass man unmöglich sagen kann, welche Gründe er haben mochte, George einzuschüchtern. Vielleicht irgendeine Theorie, dass George Dineesha in den letzten zwanzig Jahren ausgenutzt hat. Oder bloß eine weitere Möglichkeit für Zeke, sich an ihr zu rächen. Oder ein seit langem schwelender Groll darüber, wie

George ihn damals vertreten hat. Der Richter weiß, dass eines der zahlreichen Weiterbildungsprojekte, die Zeke nicht das Geringste genutzt haben, ein Lehrgang als Computerprogrammierer war, den er nach seiner ersten Haftstrafe in Rudyard belegte. Wenn Zeke # 1 ist, dann hat er Khaleel wahrscheinlich raufgeschickt, um irgendwas mitgehen zu lassen oder um irgendwelche Informationen auszuspionieren, die Zeke bei seiner nächsten unangenehmen Mail verwenden konnte.

Aber selbst wenn das der Fall wäre, es hätte zumindest den Trost, dass George nicht in Gefahr wäre. Zeke ist ein Exknacki, ein Gauner, ein unverbesserlicher Schwindler, der zwanghaft beweisen muss, dass er jeden reinlegen kann. Seine Vorstellung vorhin auf dem Korridor, wie er es geschafft hat, dass man Khaleel wieder laufen ließ, das war Zeke in Bestform, ein Augenblick, von dem er noch tagelang zehren wird. Aber auf seiner langen Vorstrafenliste steht kein einziges Gewaltdelikt, wenngleich das nicht für die meisten Leute gilt, mit denen er verkehrt. Falls Zeke der Mail-Schreiber ist, dann sollen sich all diese Drohungen irgendwie für ihn auszahlen, dann hat er irgendeine raffinierte Tour vor. Lösegeld, damit er aufhört. Belohnung für Informationen oder für Nachforschungen. Irgendein Plan.

Es würde nichts nützen, Dineesha zu sagen, dass Zeke heute harmlose Motive hatte oder dass er nicht als Verdächtiger für # 1 infrage kommt. Sie geht bereits vom Schlimmsten aus und sitzt steif auf dem Stuhl, sichtlich erschüttert.

»Mein eigenes Kind«, sagt sie schließlich zu George, ehe sie aufsteht und zurück an ihren Schreibtisch geht.

10

FUNDSACHE

Kurz nachdem er am Freitagmorgen von zu Hause losgefahren ist, merkt Richter Mason, dass er verfolgt wird. Ein Pkw, ein ziemlich neuer kastanienbrauner Cadillac DeVille, taucht in seinem Rückspiegel auf, als er kaum eine Querstraße von seinem Haus entfernt ist, und bleibt einige Autolängen hinter ihm, bis er den Independence Boulevard erreicht, die Nebenstraße, auf der er jeden Morgen den Kindle überquert, um in die Stadt zu fahren. Viele Leute, so sagt er sich, fahren morgens um halb neun vom Westufer ins Zentrum, und viele benutzen, so wie er, Umgehungsstraßen, um nicht auf dem Highway im Stau zu stehen. Doch als er das Auto genauer betrachtet, ist er beunruhigt. Es ist »aufgemotzt«, wie man so sagt, deutlich tiefer gelegt, im Heckfenster schwingt eine Fransenverzierung. Auf beide Kotflügel ist ein Kondensstreifen gemalt, und es hat ein altmodisches cremefarbenes Klappverdeck aus Leder. Die typische Gangsterkarre. Er ist ein wenig erleichtert, als der Cadillac schließlich verschwindet. Keine fünf Minuten später ist er wieder da, wechselt ein Stück hinter ihm immer wieder die Spur.

George dreht das Radio leise, damit er sich konzentrieren kann, und steuert auf die rechte Spur, wo er auf zwanzig Meilen die Stunde abbremst. Auch der Caddy verlangsamt das Tempo. Nach einer Weile biegt George scharf nach rechts auf die Washburn Street und braust zügig etliche Blocks weit über die schmalen Straßen in der Wohnsiedlung. Der DeVille ist verschwunden. Doch als George wieder auf den Independence Boulevard biegt, schießt der Cadillac aus einer Seitenstraße und schließt wieder bis auf vier, fünf Autolängen auf.

Nach einer halben Meile lenkt der Richter seinen Lexus an den

Straßenrand, und der Caddy hält gut dreißig Meter hinter ihm. Als George sich wieder in den fließenden Verkehr einfädelt, tut es der andere Wagen auch. Schließlich, nur noch drei Querstraßen vom Gericht entfernt, bremst George unvermittelt an einer Ampel, sodass der Cadillac keine andere Wahl hat, als neben ihm anzuhalten.

Der Fahrer ist ein aalglatt aussehender junger Mann, Weißer oder Latino, mit schwarzer Punkfrisur. Er trägt eine Lederweste. Neben ihm sitzt ein korpulenter Schwarzer mit Jackett und Krawatte. Der junge Mann lässt ein knappes Lächeln aufblitzen und zwinkert George zu.

Sein Herz legt einen ängstlichen Zwischenspur ein, ehe er versteht, dann signalisiert er rasch mit Daumen und Zeigefinger, dass alles in Ordnung ist. Aber er kocht vor Wut. Weil er nicht warten will, bis er in seinem Amtszimmer ist, fährt er wieder rechts ran, um mit dem Handy zu telefonieren, das er von seiner Frau geliehen hat.

»Wir hatten eine Abmachung«, sagt er zu Marina, als sie sich auf ihrer Privatleitung meldet.

»Was?«

»Sie hatten mir etwas versprochen. Ich sollte nur im Gerichtsgebäude Personenschutz kriegen. Und jetzt werde ich, seit ich von zu Hause losgefahren bin, von zwei Cops in einem Cadillac verfolgt, den sie von irgendeinem Drogenboss beschlagnahmt haben.«

Marina schweigt kurz. »Die sollten Sie gar nicht bemerken.«

»In dem Wagen? Der wäre für Undercoveraktionen im North End geeignet. Da, wo ich wohne, hätten sie genauso gut mit Blaulicht und Sirene aufkreuzen können. Also wirklich, Marina. Was zum Teufel soll das?«

»Richter Mason, ich versuche nur, das Richtige zu tun. Nachdem die beiden Typen gestern bei Ihnen oben aufgetaucht sind, war mir das Ganze nicht mehr geheuer. Ich hab einen Freund von mir angerufen, Don Stanley, und ihn gebeten, er soll Sie

bewachen lassen, auf dem Hin- und Rückweg. Keine Einzelheiten, Richter. Ich hab nur gesagt, es hätte hier einen Vorfall gegeben, der mich ein bisschen stutzig gemacht hat.« Sie hat offenbar mit Rusty gesprochen, der ihr klargemacht hat, dass George es nicht leiden kann, wenn sie Vertrauliches ausplaudert. Vor allen Dingen nicht, wenn sie Informationen an die Cops weitergibt. Gerüchte und Klatsch machen im Polizeipräsidium, McGrath Hall, schneller die Runde als in einer Highschool. Wenn irgendwas über #1 durchsickern würde, bekäme im Nu ein Reporter Wind davon.

»Marina, es geht hier um mich. Und deshalb treffe ich die Entscheidungen. Wenn ich tot aufgefunden werde, dürfen Sie von mir aus neben meiner Leiche eine Pressekonferenz geben und sagen: ›Ich hab ihn gewarnt.««

»Ach, hören Sie auf, Richter Mason.«

»Marina, in meiner Straße wohnen neun Familien seit zwanzig Jahren. Wir haben unsere Kinder zusammen großgezogen. Wir machen Urlaub zusammen. Wir bringen uns gegenseitig die Zeitung und nehmen füreinander die Post an. Da ist keiner, der sich nur um seinen Kram kümmert. Und es ist völlig unmöglich, dass diese Trottel, die mir in ihrem Drogenschlitten jeden Morgen zur Arbeit und wieder zurück nach Hause folgen sollen, niemandem auffallen. Spätestens übermorgen wird irgendeiner von meinen Nachbarn Patrice darauf ansprechen.«

Er versucht, seinen Zorn zu zügeln, ruft sich in Erinnerung, dass Marina mit ihrer Intuition, # 1 könnte auch sein Haus aufs Korn genommen haben, näher dran ist, als sie selbst ahnt. Aber er denkt gar nicht daran, jetzt auch noch die E-Mail zu erwähnen. Er hat Marina ohnehin schon kaum im Griff. Und über Nacht hat sich seine Gewissheit verstärkt, dass Zeke der Übeltäter ist. Dennoch schlägt er versuchsweise einen freundlicheren Ton an.

»Marina, mir ist klar, dass Sie Patrice nicht so gut kennen. Also lassen Sie mich Ihnen was erklären. Sie gehört zu den

Menschen, die bergsteigen gehen und dann nach Hause kommen und sämtliche Türen verriegeln und die Alarmanlage einschalten. Sie entwirft Häuser. Sie ist der Meinung, jeder Mensch hat ein Recht auf eine geschützte Privatsphäre. Die Sache hier würde sie selbst unter den besten Bedingungen beunruhigen, und die Bedingungen sind nicht die besten.«

»Ich verstehe, Euer Ehren. Nur ...« Sie stockt.

»Was?«

»Na ja, ich will mich wirklich nicht in Ihr Privatleben einmischen, Sir, aber vielleicht können wir uns Sicherheitsvorkehrungen überlegen, die Mrs. Mason nicht beunruhigen würden. Mit denen sie sich vielleicht sogar wohler fühlt. Ich glaube nämlich wirklich, es wäre besser für alle Beteiligten, Sie beide eingeschlossen, wenn sie wüsste, was los ist.«

Seine Bemühungen, die Beherrschung zu wahren, scheitern.

»Sie Westentaschenpsychologin«, sagt er und legt auf.

In seinem Büro bespricht der Richter am Vormittag mit John Banion seinen Urteilsentwurf in einem Fall, den das Gericht als Blitzrevision übernommen hat. Es geht um eine einstweilige Verfügung im Streit zwischen einer Kinokette und einem Filmverleih über Kasseneinnahmen und die zukünftige Programmplanung.

»Wir müssen den Teil über die Rechtsmittel straffen«, sagt George zu seinem Assistenten. Banion sitzt vor dem Schreibtisch des Richters und nickt ergeben. Georges Assistenten könnten vom Charakter her unterschiedlicher nicht sein. Cassie erzählt Leuten, die sie erst seit fünf Minuten kennt, von ihrer aktuellen Zahnbehandlung, den hohen Telefonrechnungen und lässt sie an ihren treffenden Gedanken über ihre vielen jungen Verehrer teilhaben. John spricht sehr wenig, auf eine etwas gezierte, leise Art, und er bleibt stets reserviert.

Nach seiner Ausbildung in Pennsylvania kehrte John Banion vor zehn Jahren hierher zurück, um sich bis zu deren Tod um

seine betagten Eltern zu kümmern. Er ist ein außerordentlich tüchtiger Anwalt, und in den ersten Jahren, nachdem der Richter ihn eingestellt hatte, fürchtete George, Banion würde kündigen und einen besser bezahlten Job in einer privaten Kanzlei annehmen. Doch im Verlauf von Georges Berufsleben ist die Welt der Kanzleien für Menschen wie John grausam geworden, Menschen, die fachlich kompetent sind, aber unbeholfen im Umgang mit anderen und daher kaum imstande, Mandanten anzuwerben. Als George anfang, waren die sogenannten »Hinterzimmeranwälte« das Fundament der großen Kanzleien. Heutzutage sind sie meist reine Zuarbeiter, die endlos Überstunden schieben, bis sie durch jüngere Exemplare ihrer selbst ersetzt werden. John scheint mit seinem Leben hier zufrieden zu sein. Er arbeitet von acht bis fünf, verdient einigermaßen, liest wie besessen und verreist mehrmals im Jahr, um allein durch die unberührte Natur zu wandern.

Die Einsamkeit ist jedoch ein Leitmotiv in seinem Leben. Seit dem Tod seiner Eltern führt John das immer zurückgezo-genere Leben eines exzentrischen Junggesellen im mittleren Alter. Sein Gesicht ist noch immer glatt und arglos, aber sein bräunliches Haar lichtet sich rasch, und in den letzten zwei Jahren ist John deutlich fülliger geworden. Zugleich scheint er immer weniger mit anderen Menschen anfangen zu können. Es ist ein gewohnter Anblick, dass er beim Lunch in der Cafeteria allein am Tisch sitzt, die Nase tief in einem Buch – meistens ein dicker Philosophieband – oder auf seinem Laptop schreibend, während an den Tischen ringsherum zig Leute sitzen, die er seit Jahren kennt und mit denen er mühelos plaudern könnte. John erwähnt nie irgendwelche privaten Verabredungen, und offenbar halten ihn alle für schwul. George bezweifelt das, obwohl er für so etwas eigentlich keine Antenne hat. Gibt es denn nicht auch echte Junggesellen, die einfach zu niemandem Nähe entwickeln können und mit ihren eigenen Verschrobenheiten glücklich sind?

Aber Johns Schrulligkeit macht ihn in den Augen seines Vorgesetzten in gewisser Weise zu einem Helden. Der Richter hat sich schon oft ausgemalt, dass er, wenn er in Banions Gehirn schauen könnte, Einblick in eine Welt bekommen würde, die farbenprächtiger wäre als ein 200 Millionen Dollar teurer Hollywood-Schinken. Und John hat in der Juristerei eine Brücke zur übrigen Welt gefunden. In der geschlossenen Welt des Berufungsgerichts gilt er als geschätzter Experte auf seinem Gebiet. Nach Georges Überzeugung kann es keinen besseren Assistenten des Richters geben als Banion. Exakt. Talentierte. Unaufdringlich.

»John«, sagt der Richter, als Banion aufsteht, um den Entwurf noch einmal zu überarbeiten, »Cassie sagt, Sie hätten nichts dagegen, wenn *sie* die Entwürfe im Fall Warnovits schreibt. Ich will mich nur vergewissern, dass sie Sie nicht ausmanövriert.«

»Nein, nein, Richter.« Er blickt zu Boden und murmelt: »Wenn sie sich unbedingt mit dem Kram befassen will, soll sie ruhig. Ich hab genug von diesen Kerlen.« Für Johns Verhältnisse war das schon fast offenerherzig. Im Allgemeinen verkörpert er die Selbstlosigkeit, die das Gesetz als Idealfall anstrebt. George arbeitet nun schon neun Jahre mit John zusammen, und er könnte noch immer nicht sagen, ob er eher Staatsanwaltschaft oder Verteidigung favorisiert, Interessen der Industrie oder den kleinen Mann. Er erledigt seine Arbeit scheinbar mit der Unvoreingenommenheit eines Schuhmachers. Dennoch, dem Richter schießt der erschreckende Gedanke durch den Kopf, was Harry Oakey, Cassies Vater und Georges Freund, wohl sagen wird, wenn er je von der neusten Aufgabe erfährt, mit der seine Tochter betraut wurde und die verlangen wird, dass sie sich dieses Videoband ansieht. Nicht gerade die Ausbildung, die Harry im Sinn hatte, als er seine Tochter zu George schickte.

Der Richter bittet Banion, Cassie die Memos zu geben, die John vor der Anhörung vorbereitet hat, und ihr zu sagen, dass sie anfangen kann.

»Es bleibt bei zwei Entwürfen? Bestätigung und Aufhebung?« John meidet den direkten Augenkontakt, weil er den Richter nicht mit dessen eigener Unentschlossenheit konfrontieren will, aber George merkt allmählich, dass er dabei ist, sich vor seinen Leuten lächerlich zu machen.

»Es ist ein schwieriger Fall, John. Juristisch. Die Verjährungsfrage ist der Knackpunkt. Aber wie ich mich auch entscheide, es wird eine Gegenmeinung geben. Koll ist für eine Aufhebung des Urteils, weil das Videoband nicht hätte zugelassen werden dürfen, und Purfoyle ist strikt für eine Bestätigung. Ich muss auf alles vorbereitet sein.«

John verlässt den Raum, aber nach dem Gespräch geht George erneut der Fall Warnovits durch den Kopf. Immer wenn er sich zwingt, darüber nachzudenken, stellen sich die Erinnerungen an Lolly Viccino ein. Während er ihr in der Bibliothek Gesellschaft leistete, wurde ihm irgendwann klar, dass sie auch deshalb so abgerissen aussah, weil sie keine Gelegenheit gehabt hatte, sich zu waschen. So kam es, dass er am späten Nachmittag draußen vor dem Waschraum Wache stand, damit Lolly duschen konnte. Dort sah Grigson ihn.

»Ist die noch immer da?«, fragte der Wohnheimaufseher.

George erzählte ihm ihre Geschichte.

»Tja. Tut mir leid, das zu hören, Mason, aber wenn sie nicht nach Hause kann, was sollen wir da machen? Hier kann sie nicht bleiben.«

George nahm die einzige Position ein, die ihm blieb »Ich sag ihr das nicht.«

»Musst du auch nicht«, sagte Grigson. »Geh ruhig, George Mason. Ich erledige das schon. Na los.« Der Wohnheimaufseher winkte ihn weg. Die Resolutheit, die er an den Tag legte, verriet George, dass er erfahren haben musste, was am Vorabend passiert war. Franklin Grigson würde sich einen Spaß daraus machen, so eine wie Lolly Viccino rauszuwerfen.

Also, denkt George an seinem Schreibtisch, hat er Lolly

Viccino gleich zweimal im Stich gelassen. Er protestierte kein weiteres Mal in ihrem Interesse, und er begleitete sie auch nicht vom Wohnheim zu einer Pension im Ort, wo er ihr vermutlich ein nettes Zimmer hätte bezahlen können, wenn er mit Hugh Brierly ein offenes Wörtchen über die »Miete« geredet hätte, die der am Abend zuvor kassiert hatte. Stattdessen tat George das, was junge Leute in schwierigen Situationen tun – er versteckte sich. Als er eine Stunde später noch einmal in der Bibliothek nachsah, deutete nur noch der schmutzige, mit Zigarettenskippen überhäufte Teller aus der Cafeteria darauf hin, dass Lolly da gewesen war. George berührte den einen oder anderen Stummel, überwältigt von Dingen, die er nicht erklären konnte. Und doch wusste er, dass bei ihm eine grundlegende Verwandlung eingesetzt hatte, fast so, wie er es sich am Abend zuvor erhofft hatte.

Eine Sekunde lang sind Georges Schuldgefühle wie eine Dolchspitze an seinem Herzen. Warum hatte er nie versucht herauszufinden, was aus ihr geworden war?

Nicht mal, ob sie den Tag sicher überstanden hatte. Oder was für Spuren das Ganze bei ihr hinterlassen hatte.

Banion klopft und kommt aus dem kleinen Büro der Assistenten mit einem Entwurf für drei Abschnitte, die in die Entscheidung über die Kino-Sache eingefügt werden sollen.

»John, wenn ich jemanden ausfindig machen wollte, den ich vor vierzig Jahren in Virginia gekannt habe, wie würde ich da am besten vorgehen?« Sein Assistent findet im Internet einfach alles.

»Wie ist denn der Name, Euer Ehren?«

Sobald George ihn ausspricht, wird ihm klar, dass die Aufgabe unlösbar ist, selbst für John. Sehr wahrscheinlich hat sie geheiratet und den Namen Viccino abgelegt, wie das für Frauen in Virginia damals normal war. Außerdem ist Lolly bestimmt nicht der Name, der auf ihrer Geburtsurkunde steht. Ganz zu schweigen davon, dass George keine Ahnung hat, wo und wann

genau sie geboren wurde. Der Richter schüttelt schließlich den Kopf, um deutlich zu machen, dass er es sich anders überlegt hat.

»Es ist eine persönliche Sache, John. Vergeuden Sie nicht Ihre Zeit damit. Vielleicht suche ich selbst mal nach Feierabend ein bisschen rum. Ich hab mich nur gefragt, wie ich das am besten anstelle.«

Banion hat die Namen einiger Webseiten auf einen Block gekritzelt, aber schon der Gedanke, dass die Angelegenheit persönlich ist, bildet für ihn eine unüberwindliche Barriere. John erlaubt sich kaum je mal, andere nach ihrem Privatleben zu fragen, und er scheint keine Ahnung zu haben, wie neugierig alle sind, was sein Privatleben betrifft. Im letzten Winter musste er wegen eines schweren Bronchialinfekts ein paar Tage zu Hause bleiben. Da er auch dort arbeiten wollte, hatte er Dineesha zögernd gebeten, ihm ein paar Akten vorbeizubringen, die er benötigte. Sie ist die einzige Kollegin, zu der er ein etwas persönlicheres Verhältnis hat – sie machen sich kleine Geschenke zu Weihnachten –, aber nicht mal sie war bis dahin je bei ihm zu Hause gewesen. Als sie zurückkam, war die Spannung im Büro mit Händen greifbar. Alle, sogar der Richter selbst, brannten darauf, von Dineesha irgendwelche Einzelheiten zu erfahren. Ihre Neugier zu befriedigen war unter Dineeshas Würde, doch als sie am nächsten Tag eine Botensendung hereinbrachte, sagte der Richter zu ihr: »Darf ich fragen?«

Nachdem sie leise die Tür geschlossen hatte, gab Dineesha ihm eine kurze, aber genaue Beschreibung. Der Bungalow, Johns Elternhaus, hatte deutliche Risse im Außenputz, und auf dem Dach fehlten ein paar Schindeln. Im Haus jedoch war es richtig chaotisch. Es war nicht schmutzig, sagte Dineesha, aber es sah aus wie in einer Altpapierverwertung. Schon die Diele war mit Stapeln von Zeitungen und Zeitschriften zugestellt, als hätte er in den letzten zehn Jahren keine Einzige weggeworfen. Im Wohnzimmer türmten sie sich sogar bis zur Decke. Und erst

die Bücher, eine richtige Festung bildeten sie, mit zweieinhalb Meter hohen Wällen. Der Holzboden bog sich schon unter der Last. Zwei Sittiche flatterten frei durchs Haus und veranstalteten einen kreischenden Heidenlärm.

George wird aus seinen Gedanken gerissen, als irgendwo im Raum ein Summen ertönt. Das fremde Geräusch erschreckt ihn ein wenig, doch dann merkt er, dass es von Patrice' Handy kommt, das auf Vibration gestellt ist. Der Richter zieht es aus seinem Jackett, das hinter ihm hängt, und sieht Buchstaben auf dem grauen Bildschirm. Eine Textnachricht, seine erste überhaupt. Er ist leicht erfreut, mal wieder auf der Höhe der Zeit zu sein, bis er liest, was da steht.

»Nummer eins«, murmelt er, »du gehst mir langsam auf die Nerven.« Doch er kann sich nichts vormachen: Im ersten Moment hat er Mühe, seine Furcht zu beherrschen. Es sind weniger die Worte – »Ich krieg dich« –, die ihm Angst machen. Die Drohung ist nicht neu. Was ihm einen Schrecken einjagt, ist die Nummer, von der die Nachricht kommt. Es ist seine eigene. # 1 hat das verschwundene Handy des Richters.

11

ENDE DER GEDULD

Um 15 Uhr kommt Marina, die etliche Stunden bei der Telefongesellschaft verbracht hat, mit ihrer Mitarbeiterin Nora Ortega, einer dünnen, dunklen, stillen Frau, die Marina in der Vergangenheit schon öfters mitgebracht hat, damit sie Notizen macht. George gibt Marina ganz bewusst die Hand, und sie legt sich mit ihrer ganzen kantigen Statur ins Zeug, als sie sie ergreift.

»Das war echt daneben, Sie beschatten zu lassen, ohne Sie zu informieren. Tut mir leid.«

Er entschuldigt sich ebenfalls, nennt sich einen »alten Miesepeter«. Sie nehmen ihre gewohnten Plätze ein, er hinter dem Schreibtisch, Marina auf dem schwarzen Lehnstuhl davor.

»Also, was haben wir über Nummer eins in Erfahrung gebracht?«, fragt er. »Irgendwas Gutes?«

»Wir wissen, wo er war. Irgendwo in der Innenstadt.«

Sie hatten die ganze Zeit vermutet, dass Georges Peiniger jemand aus der Stadt ist, aber jetzt haben sie den ersten Beweis. Dennoch, im Vergleich zu dem, was er erwartet hat, ist dieser neue Hinweis etwas mager.

»Ich dachte, man könnte ein Handy genauer lokalisieren.«

»Wenn es eingeschaltet ist, Richter. Aber nicht, wenn es aus ist. Was Ihres natürlich ist. Es war wahrscheinlich aus, sobald Sie die SMS erhielten.«

»Woher wissen Sie dann, dass er in der Innenstadt war?«

»Mein Kontakt da wollte sich nicht so genau äußern. Die haben die Regierung auf der einen Seite und die Bürgerrechtsunion auf der anderen. Er hat ziemlich herumgedrückt, als er mir das erklärt hat. Aber ich glaube, das funktioniert in etwa so: Das Handy sendet Signale auf zwei Kanälen, und der Anbieter speichert die Daten des zweiten, des sogenannten Steuerungska-

nals, was die Basisstation einschließt, zu der Ihr Handy Verbindung aufnimmt. Die können uns daher bestenfalls sagen, dass die SMS über die Antenne auf dem Kirchturm von St. Margaret's gegangen ist. Er muss irgendwo im Umkreis von zwei Quadratmeilen gewesen sein.«

»Dann habt ihr die Zahl der Verdächtigen ja auf knapp zweihunderttausend eingegrenzt.«

»Sie sagen es.« Marina grinst. »Bis morgen früh müssten wir sie alle befragt haben.«

George ist erleichtert, dass sie ihren Humor im Umgang mit ihm wiedergefunden hat. Jetzt hält sie Patrice' Ersatzhandy hoch, das sie sich kurz ausgeliehen hatte, um ihm alle Informationen zu entnehmen, die der Telefonanbieter brauchte.

»Ich frage mich bloß, wie er an diese Nummer gekommen ist.«

»Ich war so nett, sie ihm zu geben«, sagt George. »Um mein verlorenes Handy zu finden, hab ich es angerufen. Fand ich ganz einleuchtend. Als die Mailbox anging, hab ich eine Nachricht hinterlassen. ›Hier spricht Richter George Mason. Falls Sie dieses Handy gefunden haben, rufen Sie mich doch bitte unter folgender Nummer an.‹ Hab ich ein paarmal gemacht.«

»Und wie soll er Ihre Mailbox abgehört haben ohne Ihre PIN?«

»Die Nummer ist einprogrammiert, man braucht nur eine Taste länger zu drücken. Offensichtlich ist er dahintergekommen.«

»Offensichtlich«, entgegnet Marina.

»Hat er vielleicht sonst jemanden mit meinem Handy angerufen? Irgendwas von sich verraten?«

»Nein. Der Telefonanbieter sagt, in den letzten zwei Wochen ist nichts verzeichnet.«

»Was heißt das?«

»Wenn er das Handy benutzt hat, dann ausschließlich für Sachen, die unter Ihrem Tarif kostenlos sind. Nur Mailbox und so weiter. Et cetera. Er ist clever«, sagt sie. »Aber das wussten

wir ja schon.«

Als Nächstes möchte sie noch einmal im Einzelnen durchgehen, wie und wann George gemerkt hat, dass sein Handy verschwunden ist, und welche Schritte er und seine Mitarbeiter unternommen haben, um es zu finden. Nach einigen Minuten erweist es sich als sinnvoller, alle in das Gespräch mit einzubeziehen, die an der Suche beteiligt waren, und George ruft sie. Dineesha und Cassie nehmen neben Nora auf dem grauen Sofa Platz. Marcus, groß und bärtig, bleibt an der Tür stehen und kaut auf einem Zahnstocher. Abel, nicht zu übersehen, kommt als Letzter hereinspaziert und lässt sich mit einiger Mühe neben John Banion auf einer niedrigen, antiken Stiefelbank nieder.

George hatte gemerkt, dass das Handy nicht mehr in seiner Jackettasche war, als er das Hotel Gresham verließ, wo die Anwaltskammer von Kindle County gestern vor vierzehn Tagen zu einem Lunch eingeladen hatte, aber zuletzt gesehen hatte er es seiner Erinnerung nach am Abend zuvor, als er Feierabend machte. Seine Mitarbeiter und er versuchten, die Zeit bis zu dem Lunch zu rekonstruieren. Banion rief im Fundbüro des Hotels an. Marcus fragte beim Sicherheitsdienst im Gericht nach, ob George das Handy vielleicht am Morgen an den Metalldetektoren liegen gelassen hatte. Cassie rief in dem Restaurant an, wo George am Abend zuvor gegessen hatte, und durchsuchte sein Auto. Dineesha durchkämmte die Büros. Der Richter selbst stellte zu Hause alles auf den Kopf.

»Ehrlich gesagt, Marina, bis heute war ich überzeugt, ich würde irgendwann einen Stapel Akten hochnehmen und es da liegen sehen.« In den letzten paar Stunden hat George das Ganze noch mal rekapituliert und ist auf eine andere Theorie gekommen: Zeke hat es gestohlen. Er hat jetzt den Verdacht, dass Zeke gestern irgendetwas anderes mitgehen lassen wollte. George stellt sich vor, dass es beim ersten Mal auch so gelaufen sein muss: Dieser Khaleel ist im Korridor auf und ab gegangen, bis er sehen konnte, dass niemand im Amtszimmer war, dann hat er

Zeke ein Zeichen gegeben, der daraufhin hochgekommen ist und das Handy eingesteckt hat. Falls jemand zurückgekommen wäre, während Zeke noch im Amtszimmer war, hätte er sagen können, er wollte bloß mal auf einen Sprung vorbeischaun. Der Richter will Marina seine Theorie jedoch nicht unterbreiten, solange er nicht Dineesha vorgewarnt hat, ein Gespräch, auf das er sich nicht gerade freut.

»Vielleicht kann ich Ihnen auf die Sprünge helfen«, sagt Marina. »Laut Unterlagen des Handyanbieters war Ihr letzter berechneter Anruf an dem Tag, als Sie das Handy verloren haben, und zwar um 12.12 Uhr. Dauer eine Minute.« Sie liest die Nummer vor, die er gewählt hat. Es ist die von Patrice, ihr anderes Handy.

»Ich wollte mich bestimmt erkundigen, wie es ihr geht«, sagt der Richter. »Eine Minute bedeutet, dass ich wahrscheinlich nur ihre Mailbox erreicht habe.« Deshalb hatte er den Anruf ganz vergessen.

»Und wo waren Sie?«

Er kann sich nicht erinnern. In den letzten Monaten hat es so viele gestohlene Augenblicke auf so vielen Fluren gegeben, kurze leise Gespräche, damit Patrice weiß, dass er an sie denkt.

»Erinnern Sie sich, wann wir uns auf den Weg zum Hotel gemacht haben?«, will George von Cassie wissen. Er hatte sie und John eingeladen, ihn zu dem Lunch zu begleiten, doch John hatte wie jedes Jahr die vielen Menschen gescheut.

Cassie sieht in ihrem Handheld nach.

»Wir waren für 11.45 Uhr mit den anderen Richtern in der Lobby verabredet. Spätestens fünf Minuten vorher sind wir hier los, ganz sicher.« Der Chefrichter besteht in allen Dingen auf Pünktlichkeit. Alle bis auf zwei oder drei Richter vom Berufungsgericht, insgesamt fast zwanzig, waren zusammen mit ihren Assistenten in mehreren Kleinbussen von Marinas Leuten zum Hotel chauffiert worden. George und Cassie erinnern sich beide, im ersten Fahrzeug gesessen zu haben.

»Dann haben Sie also vom Hotel aus angerufen, Euer Ehren?«

Auf einmal fällt es ihm vage wieder ein. Hatte er draußen vor der Herrentoilette gestanden? Cassie erinnert sich, dass der Richter für ein paar Minuten verschwunden ist, ehe sie den Empfang betraten. Aber eine vage Erinnerung ist so beeinflussbar. Weder er noch Cassie hatten am Tag danach noch daran gedacht. Vielleicht hatte #1 das Telefon um 12.12 Uhr in der Hand und hatte die Kurzwahltaste gedrückt, um zu sehen, wer sich da meldet? Aber warum nur eine? Als er jetzt darüber nachdenkt, ist der Richter beinahe sicher, dass er aufgelegt hat, als Patrice' Mailbox ansprang.

»Soweit ich mich erinnere«, antwortet er, eine anwaltliche Formulierung, die in einem Gerichtssaal der Wahrheit gleichkommt.

»Das heißt, er hat Ihnen das Handy dort aus der Tasche gestohlen«, sagt Marina.

»Das passt aber kaum zu Ihrer Corazón-Theorie, oder?«, erwidert George. Nachdem Marina den Namen gestern bereits fallen gelassen hat, kann er ihn jetzt bedenkenlos aussprechen. Eine Sekunde später wird dem Richter klar, dass auch Zeke als Verdächtiger eher auszuschließen ist, falls das Handy im Hotel entwendet wurde.

»Das sehe ich nicht so.«

»Ich bitte Sie, Marina. Sie glauben, ein junger Typ in Schlaberhose und mit Gefängnishaarschnitt spaziert einfach so auf eine Veranstaltung der Anwaltskammer mit zweihundert Richtern und sechshundert Anwälten und steckt seine Hand in mein Jackett?«

»Euer Ehren, Sie wissen selbst, wie die Gangs heute drauf sind. Die Cops arbeiten undercover, und die Gangs auch. Glauben Sie ernsthaft, wir würden keinen einzigen Menschen finden, der mit der ALN Kontakt hat, wenn wir das Personal von der Bedienung, dem Sicherheitsdienst und der Garderobe durchleuchten würden? Ein Viertel der Wärter im Knast ist

korrupt, Euer Ehren. Mann, unter uns gesagt, selbst in meiner Truppe sind zwei, drei Leute, die dem Dezernat für Bandenkriminalität nicht ganz geheuer sind. Wenn Corazón Ihnen das Handy stibitzen wollte, hätte er dafür jemanden gefunden.«

Polizeiarbeit wird sich nie an Empirie orientieren. Ermittler basteln sich ihre Theorien zurecht und machen die Beweise dann passend. Da wird der Hass zwischen den Schwarzen- und Latinogangs ebenso vergessen wie die Tatsache, dass es nahezu unmöglich ist, George als Ziel in einem Gewimmel von achthundert Menschen herauszupicken. Corazón ist und bleibt der Hauptverdächtige. Es passiert George immer mal wieder, dass in ihm die feindlichen Gefühle hochkommen, die er als Strafverteidiger gegenüber den Cops empfand, wenn sie die Wahrheit grob verkürzten. Und schon stößt er gegen die Wand, die zwischen Marina und ihm steht: Sie will ihm Angst machen, basta.

»Darf ich ganz offen sein?«, fragt der Richter sie.

Sie stutzt kurz. »Klar.«

»Vielleicht sollten Sie sich selbst mal fragen, Marina, wie viel es Ihnen einbringt, sich auf Corazón zu versteifen.«

»Mir einbringt?«

»Ich habe es absichtlich so formuliert. Wie viel können Sie aufschlagen, wenn Sie der Bezirksverwaltung beim nächsten Etatantrag einen Namen wie Corazón auftischen? Zehn Prozent? Zwanzig Prozent?«

Marina beißt sich auf die Wangen.

»Hoppla«, sagt sie und wirft einen Blick über die Schulter, um zu sehen, wie Nora reagiert. »Euer Ehren, ich glaube, Sie vergessen allmählich, wer auf Ihrer Seite steht.«

Als George Mason am Abend nach Hause kommt, schläft Patrice bereits oben in ihrem gemeinsamen Schlafzimmer, und er schleicht nach unten in die große Küche, die sie vor einigen Jahren selbst entworfen hat. Eine große rechteckige Lampe aus

Walnussholz und Glas sorgt für reichlich Licht. Die Schränke haben Scheiben aus Craqueléglass mit eingelassenen rosaroten Rechtecken, und alle Elemente passen zu dem schon vorhandenen Kamin, denn hier war das Wohnzimmer, als sie das Haus damals kauften. Es herrscht eine angenehm warme Atmosphäre, weshalb die Küche wahrscheinlich Georges Lieblingsraum ist, aber das ändert heute Abend auch nichts an seiner Stimmung. Nur wenn er allein ist, lässt er Selbstmitleid zu. Er hat sich noch nicht von seinem zweiten Krach mit Marina erholt. Er ist stolz darauf, dass er nur selten die Beherrschung verliert, und ob berechtigt oder nicht, es war unbedacht, sie vor allen anderen zu attackieren. Das Schlimmste war der Ausdruck in ihrem Gesicht. In seinem Alter ist George erfahren genug, um zu wissen, dass jemand wie Marina, die beruflich in die Fußstapfen ihres Vaters getreten ist, besonders empfindlich auf die Meinung älterer Männer reagiert. Als sie ging, wirkte sie verwundert und traurig, was George einen schmerzlichen Stich versetzte.

Dann, kurz vor Feierabend, gab Cassie dem Richter die zwei möglichen Urteilsentwürfe im Fall Warnovits, in der Hoffnung, dass er sie sich übers Wochenende ansieht und sich für einen entscheidet. Als er die Seiten auf der Schieferplatte der Küchentheke studiert, wird er noch niedergeschlagener. Beide Entwürfe sind natürlich einleuchtend. Er hat im Studium oder danach keinen analytischen Trick gelernt, mit dem er den einen oder den anderen zerpfücken könnte. Seit anderthalb Jahrhunderten ist es ein Schwerpunkt der juristischen Ausbildung, die Urteilsbegründungen von Richtern wie George an Revisionsgerichten zu lesen. Zu seiner Zeit stellten die Professoren diese Entscheidungen zur Diskussion, wahrscheinlich genau wie heute, um zu erörtern, was für taktische Interessen, politische Ansichten und juristische Überzeugungen ihnen zugrunde liegen. Nach nunmehr fast zehn Jahren in dem Job hält er vieles von dem, was ihm im Studium beigebracht wurde, für romantisch, wenn nicht gar für völlig falsch.

Ganz gleich, welcher politischen oder philosophischen Richtung du angehörst, ob du gern Jurist bist oder nicht, meistens kommt dir deine Entscheidung vorherbestimmt vor. Selbst wenn du dir einen Weg zu einem anderen Ergebnis vorstellen kannst, die Loyalität gegenüber der Institution des Gesetzes und vor allem gegenüber anderen Richtern, Frauen und Männern, die dort gesessen haben, wo du sitzt, und die ihr Möglichstes getan haben, um ähnliche Fälle zu entscheiden, verlangt von dir, die gleichen Wege zu beschreiten wie sie. Der Ermessensspielraum, von dem seine Professoren sprachen, existiert nur ganz selten, bei höchstens drei oder vier Fällen pro Gerichtsjahr.

Aber der Fall Warnovits ist einer dieser Fälle, wo weder die Worte des Gesetzbuches noch frühere Entscheidungen eine eindeutige Antwort liefern. So schändlich das Verbrechen war, diese Jungen sind später vor Gericht gestellt worden, als das Gesetz es normalerweise zulässt. Der erstinstanzliche Richter – Farrell Kirk, kein Großer der Zunft, aber ein vernünftiger Kopf – hat die Verschleierungsklausel angemessen ausgelegt und die Zeugenaussagen ausgewogen bewertet, und Sapperstein hat ebenfalls recht damit, dass Kirk dadurch im Grunde die von den Gesetzgebern gezogenen sauberen Grenzen dafür verwischt hat, wie sehr das Alter eines Opfers die Zeitspanne bis zur Anklage verlängern darf. Da die Argumente im Wesentlichen ausgeglichen sind, wird sich das Gesetz in diesem Fall danach richten, was George Mason sagt. Und im Augenblick kann er bestenfalls eine Münze werfen. Er holt tatsächlich einen Vierteldollar aus seiner Tasche und legt ihn neben den Entwürfen auf die Küchentheke. Selbst Patrice gegenüber hat er nie zugegeben, dass er in den letzten neuneinhalb Jahren zwei Fälle so entschieden hat, wenn auch kleine Zivilsachen, in denen das Fallrecht hoffnungslos chaotisch war.

Er starrt noch immer auf die Münze, als Patrice hereinkommt und sich mit den Händen den Schlaf aus dem Gesicht wischt. Reflexartig beugt sie sich zu ihm, um ihn mit einem Kuss zu

begrüßen, tut es dann aber doch nicht. Sie ist bis Sonntagmorgen noch immer leicht radioaktiv.

»Wow«, sagt sie und blickt ihn aufmerksam an. »Was sagt der Barkeeper noch mal, als das Pferd in die Bar spaziert kommt?«

Er lächelt matt über den alten Witz: Warum so ein langes Gesicht?

»Einspruch«, sagt er, »nicht den schon wieder.«

Er erntet ein unsicheres Lächeln, ehe Patrice zum Kühlschrank geht und eine Flasche Wasser herausnimmt. Sie steht noch immer mit dem Rücken zu ihm, als er fragt: »Was würdest du sagen, wenn ich nicht wieder kandidiere?«

»Was?«

»Ich denke ernsthaft drüber nach. Ich könnte weniger arbeiten und das Doppelte verdienen. Wir könnten reisen.«

Sie hat ihre langsame Drehung vollendet.

»George, du liebst deine Arbeit. Du hast sie immer geliebt. Wie kannst du überhaupt an so was denken? Was ist passiert?«

Er hebt die Hände. Sie beobachtet ihn ohne viel Nachsicht. Der einzige Wermutstropfen in ihrer Ehe ist für ihn von jeher, wie kalt Patrice werden kann. Ihr Vater, Hugo Levi, war ein mürrischer alter Knochen, von Haus aus Anwalt, der in die Verpackungsindustrie ging. Er hatte selbst ein trauriges Schicksal hinter sich – seine Mutter starb noch vor seinem fünften Lebensjahr –, aber er bestrafte seine Familie häufig durch eisige Distanz und herzlose Urteile, die er in dieser Stimmung dann von sich gab. George, der im »alten Süden« aufgewachsen ist, hat sich wahrscheinlich gegen keinen biblischen Gedanken vehementen gewehrt als den, dass die Sünden der Väter über Generationen hinweg bestraft werden. Er verachtet die Vorstellung, dass ein freier Mensch sich einfach in sein Schicksal ergeben sollte, und noch schlimmer findet er den Gedanken, dass er nicht von den Auswirkungen dessen, was er verachtet, befreit werden kann. Aber er ist in einem Alter, in dem er die Weisheit der Heiligen Schrift erkannt hat. Patrice sehnte sich

nach der Anerkennung dieses harten Mannes, und dadurch hat sie einen Teil von ihm in sich aufgenommen. Sie hat ihre Enttäuschungen noch nie auf sanfte Art zum Ausdruck bringen können. Und jetzt ist sie unübersehbar enttäuscht.

»Pass auf, Kumpel.« Sie beugt sich über die Theke, sodass sie neben ihm ist, so nah wie seit Tagen nicht. »Ich will dir mal was sagen. Ich wollte es eigentlich nicht, aber jetzt muss es raus: Hör auf, Angst zu haben. Ich seh es dir an, George. Du hast Angst. Und das regt mich unheimlich auf. Ich seh dich an, und ich denke: Was haben die Ärzte dir erzählt und mir nicht? Du machst das Ganze viel schlimmer als nötig. Es fällt mir schon schwer genug, mit mir klarzukommen. Dich schaff ich nicht auch noch. Verschieb deine elfte Midlife-Crisis auf später. Jetzt bin ich dran.«

»Patrice ...«

Seine Frau verlässt die Küche, blickt kurz über die Schulter, um nur noch ein weiteres Wort zu sagen: »Nein.«

12

DIE NACHRICHT KOMMT AN

George sitzt am Montagmorgen erst wenige Minuten an seinem Schreibtisch, als Dineesha aus dem Vorzimmer hereinkommt. Sie lässt die Tür ein Stück auf und spricht den Richter mit förmlich-steifem Timbre an.

»Euer Ehren, Richter Koll fragt an, ob Sie wohl eine Minute Zeit für ihn hätten. Er ist hier.«

»Mist«, formt George lautlos mit den Lippen. Neun Uhr früh, und Nathan ist schon da, um den Entwurf für die Warnovits-Entscheidung zu verlangen. Er kann es nicht länger erwarten, endlich zu wissen, auf welches Ziel er seine Gegenmeinung abschießen kann.

»Nathan!«, ruft George kumpelhaft, als er nach draußen in den Empfang schreitet.

Auf dem grünen Sofa neben Abel Birtz sitzt Koll, ganz klein, wie ein Vogel in der Mauser, das finstere Gesicht zu einer verstörten Miene verzogen. Er trägt keine Anzugjacke, und sein weißes Hemd sieht aus, als hätte es schon vor dem drittletzten Tragen gewaschen werden müssen, zerknittert wie eine weggeworfene Butterbrottüte.

»Ich muss sofort mit Ihnen reden«, sagt er und stürmt an George vorbei in dessen Amtszimmer. »Sehen Sie sich das an!« Er greift in seine Hemdtasche. »Sehen Sie sich das an, verdammt noch mal.«

Nathan hat einen Briefumschlag hervorgeholt, zieht jetzt ein einzelnes Blatt Papier heraus, dessen untere Hälfte braun befleckt ist.

»Das war heute Morgen in der Post.«

Nach dem ersten Blick legt George das Blatt auf seinen Schreibtisch, um eine weitere Berührung zu vermeiden. Es ist

ein Ausdruck von einer der zurückgekommenen E-Mails, die George erhalten hat: »Du wirst bluten.« Das, begreift George, erklärt den ungleichmäßigen Klecks auf der unteren Hälfte. Getrocknetes Blut.

»Haben Sie Marina verständigt, Nathan?«

»Nein, ich wollte Ihnen vorher Gelegenheit geben, das zu erklären, George. Mir ist schleierhaft, wie Sie jemandem so eine Nachricht schicken können.«

George ruft Dineesha zu, sie soll den Sicherheitsdienst kommen lassen, dann erklärt er Koll die Situation.

»O Gott«, sagt der mehrmals. »Sie müssen ja halb wahnsinnig sein vor Angst. Ich hab gehört, dass irgendwas Beunruhigendes im Gange ist. Ich hatte ja keine Ahnung, dass es so schlimm ist.«

»Sie haben was ›gehört‹, Nathan?«

»Na ja, Kollegentratsch. Einer hat mal erwähnt, Sie würden ärgerliche E-Mails kriegen. Ich habe gedacht, er meint Spams. Nicht Todesdrohungen. Großer Gott! Kein Wunder, dass Sie zögern, wieder zu kandidieren.«

Unter anderen Umständen hätte George die letzte Bemerkung als taktisches Manöver aufgefasst, ihm seine Absichten zu entlocken, aber Koll wirkt völlig fertig. Er hat sich auf einen der Holzstühle vor Georges Schreibtisch fallen lassen, und neben einer seiner wuchernden Koteletten rinnt Schweiß. Was könnte für einen Paranoiden schlimmer sein als echte Feinde? Weil es Koll ist, kann George sich ein leises Triumphgefühl nicht verkneifen. Nicht einmal in seinen schlimmsten Momenten war er so verängstigt. Bisher.

»Ehrlich gesagt, Nathan, ich glaube, das ist alles bloß heiße Luft.«

»Und wieso?«

Georges Argument, wer ernsthaft einen Angriff plant, würde vorher nicht so viele Warnungen schicken, beruhigt Koll keineswegs.

»Sie versuchen, die Gedanken eines Irren zu lesen.« Er rutscht auf dem Stuhl hin und her, findet vor Aufregung keine bequeme Sitzposition. »Aber warum bin ich jetzt auch betroffen? Das würde ich gern wissen.« Da Nathan nun mal Nathan ist, macht er keinen Hehl daraus, dass er George alleiniges Unglück wünscht. »Hat das mit unserem Vergewaltigungsfall zu tun? Mit der ganzen Publicity in der Sache?«

Einleuchtend findet das keiner der beiden Richter, als sie darüber sprechen. Wie sie im Warnovits-Fall entscheiden werden, weiß keiner, nicht mal sie selbst, erst recht nicht die leidenschaftlichen Anhänger auf beiden Seiten des Falles. Und George hat die ersten E-Mails lange vor der Anhörung erhalten, durch die ihre Rollen in dem Fall erst bekannt wurden. Welche Richter über welche Fälle zu befinden haben, wird am Gericht bis zum Verhandlungsbeginn wie ein Geheimnis gehütet, um zu verhindern, dass Anwälte sich bei ihren Argumenten auf frühere Entscheidungen der jeweiligen Richter stützen statt auf den größeren Bestand an Präzedenzfällen.

»Ich dachte, Sie wären wegen der Warnovits-Sache gekommen, Nathan. Um meinen Entwurf abzuholen. Ich brauche noch ein paar Tage. Ehrlich gesagt, ich suche immer noch nach einem Weg, wie ich eine solide Mehrheit zustande kriege. Drei Richter, die drei unterschiedliche Dinge vertreten, damit können wir nicht an die Öffentlichkeit. Ich erwäge, mich Ihrer Argumentation anzuschließen, dass das Videoband nicht als Beweismittel hätte zugelassen werden dürfen, und Ihren Entwurf zur offiziellen Entscheidung des Gerichts zu machen.«

In praktischer Hinsicht hat dieser Entschluss viele Vorteile, wenn Rusty mit dem Szenario, das er letzte Woche durchgespielt hat, recht behält. Einige der jungen Angeklagten – vielleicht alle außer Warnovits – würden sich beim Verstoß gegen das Abhörgesetz auf einen Deal einlassen, im Austausch gegen ihre Zeugenaussage zur Vergewaltigung. So würden sie mit einer mildernden Strafe als die mindestens sechs Jahre wegen

des sexuellen Übergriffs davonkommen, was George in Anbetracht der ansonsten tadellosen Lebensführung der jungen Männer für ein vertretbares Ergebnis hält. In Wahrheit ist die Verjährungsfrage der Grund dafür, weshalb sich in diesem Fall ein Kompromiss geradezu anbietet, der schon längst hätte geschlossen werden sollen. Aber irgendwie hat die Vernunft versagt, vielleicht aufgrund der mangelnden Flexibilität der Staatsanwälte oder des Egos des Verteidigers oder der fehlenden Bereitschaft der jungen Männer oder ihrer Eltern, sich mit der Unvermeidbarkeit einer Gefängnisstrafe abzufinden. Auf der olympischen Höhe des Berufungsgerichts lässt sich nie sagen, warum kein Deal zustande kam, weil derlei Verhandlungen nur selten protokolliert werden. Doch da die Parteien in dem Fall zu keiner Absprache gekommen sind, liegt die Folge auf der Hand: Die Gerichte stehen vor einem Dilemma.

So verlockend es auch wäre, Salomon nach vollbrachter Tat zu spielen, das Gesetz blockiert George weiterhin.

Er kann den Schuldspruch oder die Freiheitsstrafen noch immer nicht als glatten Justizirrtum bezeichnen, selbst wenn die Strafe für einige der jungen Männer härter ist, als er sie verhängt hätte. Nach über dreißig Jahren im Rechtssystem hat George sich damit abgefunden, dass »Gerechtigkeit« immer nur eine Annäherung ist, eine Bandbreite halbwegs annehmbarer Lösungen.

Nein, den Gedanken, sich Rolls Entscheidung anzuschließen, hat er nur zur Sprache gebracht, um Rustys Verdächtigungen gegenüber Nathan zu testen. George ist neugierig, ob Koll wohl zögern wird, ihn als Hauptziel des öffentlichen Zorns abzulösen, mit dem derjenige rechnen muss, der sich für die Aufhebung dieser Schuldsprüche entscheidet. Und der Chefrichter, so zeigt sich, hat möglicherweise recht gehabt.

»Ja, über das Problem habe ich auch nachgedacht«, sagt Koll. »Drei Meinungen. Da muss einer wohl einlenken. Vielleicht stimme ich in der Verjährungssache zu, damit Sie für die

Mehrheit sprechen können. Dann schreibe ich separat über das Videoband. Zeigen Sie mir Ihren Entwurf, wenn Sie fertig sind. Und ich schicke Ihnen meinen per E-Mail. Er ist fertig.«

Natürlich. George kann ein Lächeln nicht ganz unterdrücken. Wie hatte er sich nur der Illusion hingeben können, Nathan würde warten, bis er Georges Entwurf gelesen hätte, ehe er seinen Widerspruch formuliert? Als er hört, wie Dineesha draußen im Vorzimmer Marinas rechte Hand Murph begrüßt, steht George auf.

»Übrigens, Nathan. Lesen Sie nicht zu viel in den Umstand hinein, dass ich meinen Antrag auf Amtsverlängerung noch nicht eingereicht habe.«

»Oh?«

»Ich wollte bloß abwarten, bis die allerletzten Unsicherheiten wegen Patrice' Zustand geklärt sind. Aber es sieht sehr gut aus, sie fühlt sich prächtig.«

»Oh.« Koll kann nicht verhindern, dass ihm der Kiefer runterklappt. Er verliert den Schwung, mit dem er aufstehen wollte. Neben seiner Angst vor dem Drohbrief ist das vielleicht die schlimmste Nachricht, die ihn heute ereilt hat.

Am Wochenende hat George sich die Pause gegönnt, die er dringend brauchte. Als er am Samstagmorgen wach wurde, wusste er, dass er und Patrice zueinanderfinden mussten, und bestand darauf, zu ihrer Hütte in Skageon zu fahren. Zum Teufel mit den Ratschlägen der Ärzte. Er hatte sich selbst ausreichend schlaugemacht, um zu wissen, dass das Risiko für ihn nach fünf Tagen gleich null war.

Es war die richtige Idee. Das Wetter war herrlich. Sie gingen spazieren, kochten abends zusammen, tranken eine Flasche Corton-Charlemagne und lagen schließlich zusammen im selben Bett. Es war genau wie dreißig Jahre zuvor, als das berausende Gefühl, nach einem Leben allein endlich neben einem Menschen zu schlafen, die Nacht zu einer einzigen langen

Umarmung machte. Diese Wiedervereinigung und die Sehnsüchte, die sie befriedigte, kam ihrem beiderseitigen Wohl zugute.

Aber Ferientage gehen zu Ende, und Kolls Besuch hat die schrecklich verschlungenen Gefühle wieder spürbar gemacht, die schon lange mit dem Fall Warnovits verbunden sind. Der Richter sinnt einen Augenblick darüber nach, ob er so weit ist, in dem Fall eine Entscheidung zu treffen, mit den gleichen fruchtlosen Ergebnissen. Er sitzt weiter über sich selbst zu Gericht, und dieser Prozess ist noch unvollendet. Der beiläufige Gedanke, sich auf die Suche nach Lolly Viccino zu machen, den er letzte Woche gegenüber Banion kurz angesprochen hat, beschäftigt ihn noch immer, obwohl er nicht sagen kann, warum. Was glaubt er, welchen Trost sie ihm nach vierzig Jahren noch geben könnte? Er kann kaum von ihr erwarten, dass sie sagt, die Sache wäre in Ordnung gewesen. Er kann allerhöchstens hoffen, dass es ihr ähnlich wie ihm gelungen ist, das Ganze unter der Rubrik »Zeitweilige Psychose genannt Jugend« abzuhaken. Doch er lässt seine Fantasie einen Moment lang spielen. Was mag wohl aus Lolly geworden sein?

Genau wie das Telefon benutzt George den Computer im Büro normalerweise ausschließlich für berufliche Zwecke: Er schreibt weder private E-Mails, noch bestellt er sich hier Theaterkarten übers Internet. Aber eines steht fest, er wird in der Sache Warnovits keine Entscheidung treffen, solange er sich nicht mehr Klarheit darüber verschafft hat, was vor langer Zeit in Virginia geschehen ist.

»Lolly Viccino« erbringt mit keiner Suchmaschine irgendwelche Resultate. Da ihr Vorname sehr wahrscheinlich anders lautet, versucht er es mit »Linda«.

Anderthalb Stunden später hat er das Ergebnis auf drei Möglichkeiten eingeengt. In Schottland arbeitet eine Linda Viccino als Ausbilderin für Sicherheitsinspektoren. Die Angaben auf der Webseite des Amtes für Stromversorgung sind knapp, aber

allem Anschein nach gibt Linda Viccino Lehrgänge für Behördenmitarbeiter, die die Sicherheit von Elektrizitätswerken kontrollieren. Er denkt kurz über dieses Leben nach und kommt zu dem Schluss, dass es für Lolly einigermaßen glücklich verlaufen sein muss. Was hat sie nach Europa verschlagen? Die Liebe, so hofft George. So war es wenigstens bei den meisten seiner Kommilitonen am College und danach im Jurastudium, die ins Ausland gegangen sind – sie lernten jemanden kennen und kehrten Amerika aus Liebe den Rücken. Es wäre schön, wenn es bei Lolly auch so war.

Die zweite Linda Viccino hat hundert Dollar an den Kinderschutzbund in Mississippi für den Kampf gegen Kindesmissbrauch gespendet. Es ist schön, sich Lolly als großzügige Frau vorzustellen, aber der Zweck der Spende ist eher bedrückend. Vielleicht ist sie eine Mutter, die den Gedanken, dass Kinder so behandelt werden, naturgemäß einfach entsetzlich findet. Oder sieht sie sich selbst als ein ehemals missbrauchtes Kind – und George und all die anderen jungen Männer, die zu ihr in den Karton gekrochen sind, als Männer, die dieses Muster fortgesetzt haben?

Die dritte Linda Viccino ist die beunruhigendste Alternative. Ihr Name steht auf den Listen eines Friedhofs in Massachusetts, nicht weit von Boston. »Linda Viccino 1945-70.« Diese Frau ist wahrscheinlich ein oder zwei Jahre zu früh geboren, um Lolly gewesen sein zu können, aber er schließt sie nicht aus. Woran stirbt ein Mensch mit fünfundzwanzig? Leukämie. Autounfall. Doch George weiß, in dem Alter stirbt jemand mit größerer Wahrscheinlichkeit daran, dass er unglücklich ist. Überdosis. Selbstmord. Fahrlässiges Verhalten. In dieser Version von Lolly gibt es kein Entrinnen für die junge Frau, die erklärt hatte: »Mein Leben ist beschissen, du kannst dir nicht vorstellen, wie beschissen mein Leben ist.«

Er hat schließlich mit der Recherche aufgehört und befasst sich mit anderen Dingen, als der Entwurf für Kolls Widerspruch

in der Warnovits-Sache per E-Mail eintrifft. Wie nicht anders zu erwarten, ist es ein typisches Bravourstück à la Koll, der wie eine marschierende Armee über Gegenmeinungen hinwegtrampelt. George muss unwillkürlich schmunzeln über den Gegensatz zwischen dem kühnen Conquistador des Rechts und dem Mann, der aus lauter Angst vor # 1 völlig aufgelöst hier gesessen hat. Aber eigentlich ist es nichts Neues, dass Nathans Paranoia einen gewissen Anteil banaler Feigheit hat. Als er das zweite oder dritte Mal als beisitzender Richter mit George in einer Verhandlung saß, flüchtete Koll sich in Schweigen, weil er durch den Ruf des Angeklagten sichtlich eingeschüchtert war.

George versucht, sich die Einzelheiten des damaligen Falles in Erinnerung zu rufen, und erstarrt plötzlich, als es ihm einfällt. Jetzt weiß er es wieder. *Das Volk gegen Jaime Colon.*

Der Berufungskläger, der Nathan in Angst und Schrecken versetzt hat, war Corazón.

13

CORAZÓNS ARM

Der Sicherheitsdienst des Gerichts muss sich mit einem völlig überfüllten Büro gleich neben der Eingangshalle begnügen, ein Irrgarten aus Aktenschränken und Raumteilern. Die unteren Etagen des Gebäudes sind nicht so luxuriös renoviert worden wie die oberen, wo Platz für das Berufungsgericht geschaffen wurde. Die Lackierung der halbhohen Holzverkleidung an den verputzten Wänden ist jahrzehntealt und vergilbt, und die hohen Schiebefenster klappern vor Altersschwäche. Als er nach Marina fragt, zeigt einer ihrer Mitarbeiter, die alle »auf Empfehlung« seitens der Bezirksverwaltung eingestellt wurden, über seinen Kopf hinweg auf ihr Büro, ohne vom Computerbildschirm aufzublicken.

Marina telefoniert gerade, und der Blick, der ihr rechteckiges Gesicht erstarren lässt, als sie den Richter bemerkt, spricht Bände. Sie hat ihm noch nicht verziehen.

»Ich ruf zurück«, sagt sie in den Hörer. Fotos von Marinas Schwestern und deren Familien, von ihren Eltern und einer Frau, die Deputy U. S. Marshal ist und Marina letztes Jahr auf die Sommerparty des Gerichts begleitet hat, sind in passenden Goldrahmen auf ihrem Schreibtisch aufgereiht. »Euer Ehren«, sagt sie neutral, als sie den Hörer auflegt.

»Also«, sagt George und setzt sich auf den Stuhl, den sie ihm angeboten hat, »ich wollte Ihnen nur sagen, dass ich am Freitagabend zu Hause auch noch mit meiner Frau Krach bekommen hab. Aber wenigstens hab ich den Hund nicht getreten«, fügt er hinzu.

Sie nickt.

»Andererseits, wir haben gar keinen Hund.«

Er erntet das Lächeln, das er wollte.

»Sie stehen unter einem riesigen Druck, Euer Ehren. Ich würde nicht mit Ihnen tauschen wollen.«

»Nur damit Sie's wissen, Marina: Ich bin dankbar für alles, was Sie getan haben. Und ich weiß, dass Sie versuchen, meine schäbige Haut zu retten.«

Sie strahlt wie ein kleines Kind, aber nur kurz. Sie will sich nicht um den Finger wickeln lassen.

»Euer Ehren, jetzt mal ganz ehrlich. Mein größtes Problem bei der Sache besteht darin, Sie dazu zu bringen, die Lage ernst zu nehmen. Selbst wenn die Chancen, dass ich recht habe, eins zu zehn stehen, Sie können nicht so tun, als stünden sie bei null. Würden Sie sich vielleicht selber mal fragen, ob Sie da was verdrängen?«

»Sie haben recht«, antwortet er. »Und ehrlich gesagt, deshalb bin ich hier. Mir ist nämlich wieder eingefallen, dass Nathan Koll bei der Berufungsanhörung im Fall Corazón einer der beisitzenden Richter war.«

»Ach, ja«, antwortet sie. »Koll ist richtig ausgeflippt, als Murph den Namen erwähnt hat. Dem Richter wär's am liebsten, wir würden ins Supermax gehen und Corazón Gift ins Essen mischen.« Marina beißt sich auf die Wangen, um ihre Miene zu beherrschen, aber zweifellos fühlt sie sich manchmal wie eine Kindergärtnerin, wenn sie die anspruchsvollen und launischen Richter mit Glacéhandschuhen behandeln muss. »Eins würd ich gern wissen«, sagt sie. »Richter Koll ist doch ein schlauer Bursche, nicht?«

»Da fragen Sie ihn besser selbst.«

»O ja, klar. Wie kann jemand, der angeblich so viel im Kopf hat, das Blatt mit der Nachricht an die zweihundertmal mit beiden Händen begrapschen? Die einzigen brauchbaren Abdrücke sind seine – und wir haben so viele überlappende Abdrücke gefunden, dass wir die meisten nicht mal isolieren konnten. Ich weiß, dass Nummer eins vermutlich Latexhandschuhe getragen hat, aber so haben wir doch überhaupt keine Chance, Men-

schenskind noch mal.«

»Er kam mir ziemlich verängstigt vor, Marina.«

»Ja, gut, aber Sie hätten mal hören sollen, wie er protestiert hat, als wir seine Fingerabdrücke abnehmen wollten. Was hat er denn erwartet?«

George kann nur raten, wie viele von Nathans Phobien aktiviert wurden, als man seine Finger erst aufs Stempelkissen und dann auf die Karteikarte drückte. Da müssen bei ihm viele Sicherungen durchgebrannt sein.

»Der Fleck auf dem Blatt Papier ist übrigens Rinderblut«, sagt Marina. »Anscheinend hat Corazón seine Lektion gelernt, was DNS angeht.« Sie schiebt ihren Stuhl nach hinten und stützt eins ihrer kurzen Beine in der engen Kakiuniformhose auf eine offene Schreibtischschublade. »Dann gefällt Ihnen die Lösung Corazón jetzt auch?«

»Etwas mehr. Aber darf ich die Wahrheit sagen?«

»Heute zum letzten Mal«, sagt sie.

»Meine Wünschelrute schlägt bei Corazón noch immer nicht aus. Haben Sie Dineeshas Sohn Zeke ein bisschen unter die Lupe genommen?«

»So gut wir konnten. Zwei Detectives haben am Freitag ein paar Hausbesuche bei ihm gemacht, um mit ihm zu plaudern. Aber Zeke war in St. Louis. Er hat einen neuen Job als Verkäufer für Handys. Er sagt, er war so gut, dass sie ihn zum Ausbilder gemacht haben. Er hält jetzt anderthalbtägige Schulungen ab, immer von Freitag bis Samstagmittag.«

»Handys, was?«

»Ja«, sagt sie. »Ich hatte den gleichen Gedanken. Aber er konnte alles vorlegen, Bordkarten, Hotelrechnung, Spesennachweis, Lehrbücher.«

»Die Cops haben ihm geglaubt?«

»Wegen dem Job? Eigentlich schon. Schließlich kommt heutzutage keiner ohne Ausweis mit Lichtbild in ein Flugzeug. Ich meine, er war in St. Louis.«

Natürlich hätte Zeke jemand anderen, zum Beispiel seinen Kumpel Khaleel, bitten können, George die SMS von dem gestohlenen Handy aus zu schicken, schließlich war ein Tag, an dem er ein Alibi hatte, eine wunderbare Gelegenheit, sich wieder einen üblen Scherz zu erlauben. So würden die Cops das sehen, und genau das sagt Marina jetzt auch.

»Aber alles in allem«, fügt sie hinzu, »glauben sie nicht, dass Zeke unser Mann ist. Ein paar Sachen haben die beiden trotzdem stutzig gemacht. Zum Beispiel, dass Zeke wusste, warum sie da waren. Er hat einen auf empört gemacht, wie überhaupt einer auf den Gedanken kommen könnte, er würde Ihnen was Böses wollen, wo Sie ihm doch so geholfen haben.«

Da ist was dran. Aber Zeke ist ein kapitaler Lügner, einer der besten, die George je begegnet sind, einschließlich der Dutzenden seiner früheren Mandanten – und etlicher Anwälte.

»Muss ich fragen, woher er wusste, dass die Polizei ihn besucht?«

»Ich denke nicht.« Marinas Kinn runzelt sich, als sie verbissen lächelt. »Und als sie noch mal nachgefragt haben, was dieser Khaleel auf Ihrem Flur zu suchen hatte, ist er bei dem Stuss geblieben, sein Kumpel hätte zum Klo gemusst. Aber« – sie zuckt die Achseln – »er hat die SMS nicht geschickt, und er hat auch Koll nicht den Brief geschickt. Der Poststempel ist von ›Pueblocito‹, Samstagmorgen.« Sie meint das größte Latino-Viertel von Tri-Cities, in Kewahnee, wo Corazóns Gang wächst und gedeiht. »Das hätte Zeke von auswärts gar nicht alles deichseln können. Corazón, Richter Mason. Darauf würde ich eher wetten.«

George schüttelt kaum merklich den Kopf, möchte nicht lästig sein.

»Der Brief passt irgendwie nicht ins Bild, Marina. Seit Wochen bekomme ich E-Mails. Wieso plötzlich Koll mit reinziehen? Erst recht, wenn der Brief direkt auf Corazón hinweist?«

»So ist Corazón nun mal, Euer Ehren. Wieso geht ein Typ hin und schlägt eine Frau und zwei Kinder mit einem Wagenheber zusammen, wenn er dreihundert andere aus seiner Gang schicken kann? Weil er eben der furchtlose, coole Corazón ist. Der lässt die Hose runter, sagt:« Verhau mir den Sie wissen schon », und lacht sich schlapp, wenn du's nicht kannst. Der genießt das.«

George denkt darüber nach. »Aber bis jetzt war Nummer eins eine Hightech-Nervensäge. Sehr elegant, sehr clever. Ein blutbeflecktes Blatt Papier ist wie aus einem Horrorfilm aus den Fünfzigerjahren.«

»Hat bei Richter Koll gewirkt.«

»Das hätte eine E-Mail auch.«

»Ich weiß nicht, Euer Ehren. Zwei Tage bevor der Brief abgeschickt wurde, hatte Corazón Besuch von Mom.«

»Aber doch überwacht, oder?«

»Klar. Aber Sie wissen doch, wenn die anfangen, über Tío Jorge in Durango zu quatschen, verstehen wir nur noch Bahnhof. Das könnte ein Code für alles Mögliche sein. Trotzdem, heraus damit, Euer Ehren. Was denken Sie?«

»Vielleicht war es ein Trittbrettfahrer? Vielleicht jemand, der mit Nathan ein Hühnchen zu rupfen hat und auf den fahrenden Zug gesprungen ist.«

Sie zuckt erneut die Achseln, bemüht, sich aufgeschlossen für die Möglichkeit zu geben.

»Kennen Sie die Faustregel meines Vaters für Ermittlungen?«

Er kennt sie, schüttelt jedoch der Höflichkeit halber den Kopf.

»Mach's nicht so kompliziert.«

Zurück an seinem Schreibtisch, arbeitet George bis kurz vor halb sieben. Patrice ist heute zum ersten Mal wieder ins Büro gefahren und kommt wahrscheinlich erst später nach Hause, da sie den Berg liegen gebliebener Arbeit auf ihrem Schreibtisch durchackern muss, aber Abel scharrt draußen im Vorzimmer mit

den Hufen und wirft ab und an einen Blick herein. Wenn er nicht als Bodyguard für den Richter abgestellt wäre, hätte er schon längst Feierabend. George hatte gehofft, noch zwei weitere Entwürfe korrigieren zu können, doch er packt sie in seine Aktentasche. Er wird sie heute Abend zu Hause durchsehen.

»Also schön, Abel«, ruft er, »Abmarsch.«

Abel rotiert ein Bein um seine arthritische Hüfte, während sie langsam über den Gang zum Parkhaus mit den reservierten Richterparkplätzen gehen. Als sie sich dem Eingang nähern, lungern dort wieder die beiden jungen Typen herum, die George letzte Woche gesehen hat. Ihren Frisuren nach sind sie Angehörige einer Gang. Der Größere hat die Haare über den Ohren kurz, am Hinterkopf aber lang, wie von den Indianern abguckt. Der andere hat den Schädel glatt geschoren, die typische Knastfrisur. Trotz des warmen Wetters tragen beide ein Kapuzensweatshirt.

Abel starrt sie an. »Die zwei gefallen mir nicht«, sagt er. »Was machen die da?«

»Vielleicht wollen sie nach Hause fahren?«

»Ja«, sagt Abel, »und zwar in dem Wagen, den sie klauen werden. Das sind keine Chorknaben, Richter Mason. Machen wir ihnen Beine.« Er greift nach dem Funkgerät an seinem Gürtel, um die Hundepatrouille zu verständigen.

Das wäre am klügsten so. In gewissen Stimmungen könnte George sogar selbst den Sicherheitsdienst rufen. In den meisten Fällen ist es kein Fehler, von den jungen Männern, die in diesem Gebäude anzutreffen sind, das Schlimmste zu denken. Die beiden da sind bestimmt Schmalspurgangster, die sich noch bewähren müssen, ehe die Gang sie fest aufnimmt, und wahrscheinlich sind sie hier, um Knarren oder Dope aufzubewahren, damit ältere Gangmitglieder auf dem Weg zu ihrem Drogenprozess die Metalldetektoren passieren können.

Aber George hat sich immer dagegen gewehrt, solche Wahr-

scheinlichkeiten als echte Tatsachen zu betrachten. Von dem wahren George Mason stammt der Satz, den sein Freund Jefferson sich dann aneignete: »Alle Menschen sind gleich geschaffen.« Die Gesinnung war edel, George Mason IV war dennoch ein Sklavenhalter, genau wie fast jeder von Georges Vorfahren in Virginia. Das war das schmachvollste der vielen traurigen Vermächtnisse, vor denen George in seinen Zwanzigern geflohen war, und er kam mit dem festen Vorsatz hierher, ein sehr viel aufgeschlossenerer Mensch zu werden. Sein ganzes Leben lang hat er sich diszipliniert bemüht, Menschen stets als Individuen zu betrachten.

»Lassen Sie sie in Ruhe, Abel. Die tun doch keinem was.« Nach seinem Streit mit Patrice am Freitagabend empfindet er es auch als seine Pflicht, den schleichenden Ängsten zu widerstehen, die # 1 ausgelöst hat. Unerschrockenheit ist besser. »Ich hab sie schon letzte Woche hier gesehen. Die erscheinen mir harmlos.«

Abel begleitet George bis zu seinem Wagen, wie nach einem Rendezvous. Der Richter schaltet die Zündung ein und macht die Klimaanlage an, sieht zu, wie sich der alte Mann wieder entfernt. George fährt noch nicht los. Wie immer möchte er eine Weile für sich allein haben, in diesem Fall, um über die drei Lolly Viccinis nachzudenken, deren Leben er sich vor ein paar Stunden an seinem Schreibtisch ausgemalt hat. Er lehnt sich in dem bequemen Sitz zurück, die Augen geschlossen. Im Moment beschäftigt ihn die zweite Lolly, die Geld für den Kampf gegen Kindesmissbrauch in Mississippi gespendet hat. Es muss ihr gut gehen, wenn sie sich für das Allgemeinwohl und die Zukunft interessiert. Er stellt sich eine Dame aus Mississippi vor in einem langen rosa Kleid, mit Hut und Handschuhen, muss aber bei dem Gedanken lachen. Das wäre niemals Lolly.

George versucht gerade, sein Bild von ihr neu zu konfigurieren, als ihn ein lautes Klopfen erschreckt. Er fährt hoch und sieht zwei Dinge: den silbernen Lauf einer Automatik, die an die

Seitenscheibe gedrückt wird, und den eintätowierten fünfzackigen Stern der Almighty Latin Nation auf dem Ballen der Hand, die die Pistole hält.

14

EIN OPFER

Vor dem Fenster schwebt die Pistolenmündung wie ein pechschwarzer Fleck ein paar Zentimeter vom Gesicht des Richters entfernt. George bemerkt, dass der Junge mit der anderen Hand winkt, aber er begreift nicht, was der Bursche will, und der junge Mann schlägt vorwurfsvoll wieder mit der Pistole gegen die Scheibe. So werden Leute erschossen, denkt George. Weil sie Anweisungen nicht befolgen, die sie nicht verstehen. Dann fällt ihm Corazón ein, und ihm wird klar, dass er so oder so erschossen wird.

Der Gedanke jagt ihm einen kolossalen Adrenalinstoß durch den Körper. In seinem Kopf überschlagen sich die Bilder, jedes von ihnen eindringlich wie ein Schrei.

In all den Jahren, die George sich nun schon an der Peripherie des Verbrechens befindet, hat er Gewalt nie so hautnah erlebt. Alles, was er weiß, hat er sozusagen aus zweiter Hand erfahren, durch die Betrachtung von Opfern über die klinische Distanz in Gerichtssälen hinweg, wo er versucht hat, ihre Glaubwürdigkeit zu beurteilen und, in den Jahren als Anwalt, ihre Geschichten ins Wanken zu bringen. Im Prozess wird das Leiden der Opfer häufig heruntergespielt; es spielt keine Rolle für die Frage, ob eine Tat geschehen ist oder wer sie begangen hat. Opfer kommen selten dazu, mehr zu sagen, als dass sie »Angst hatten, sie würden sterben«. Und seltsamerweise erkennt George in diesem Augenblick, wie weise das ist, Sprache, Regeln und Vernunft können diesen Augenblick niemals erfassen, definieren ihn nur durch ihre Abwesenheit, genau wie der absolute Nullpunkt die völlige Abwesenheit von Wärme bedeutet.

Wieder kreist die freie Hand des Jungen in der Luft. Endlich begreift George, was er von ihm will: Er soll das Seitenfenster

runterlassen, und er drückt den Knopf. Aber als die Scheibe in der Tür versinkt, schreit er innerlich schwach auf. Er hat das Gefühl, seine Haut abzustreifen. Er war dem Jungen ohnehin schon ausgeliefert, doch jetzt, wo das letzte Körnchen Privatsphäre verschwunden ist, weiß er, dass er dabei ist, seine Seele preiszugeben. »Okay, *puto*«, sagt der Junge. »Raus mit dir, Mann.« In den Jahren als Pflichtverteidiger hat George zahllose Opfer von bewaffneten Raubüberfällen ins Kreuzverhör genommen. Dabei versuchte er stets mit derselben Methode, die Identifizierung des Angeklagten in Zweifel zu ziehen. Indem er auf das Offensichtliche hinwies. »Und Sie haben nur auf die Pistole gestarrt, nicht wahr, Mrs. Jones? Sie haben sie keine Sekunde aus den Augen gelassen, nicht wahr?« Und es stimmt. Er hat sich noch nicht getraut, den Blick zu heben. Er hat bisher kaum mehr als die Pistole gesehen, eine kleine silberne Automatik, größeres Kaliber und schwarzer Griff, und die Hand, die sie hält, wo auf der braunen Haut gleich unter dem ausgefransten grauen Sweatshirtärmel des Jungen der blau-schwarze Stern der Almighty Latin Nation eintätowiert ist.

Doch als der Bursche spricht, blickt George unterwürfig auf. Er weiß schon, dass der Junge einer von den beiden ist, die er auf dem Weg ins Parkhaus gesehen hat und die Abel hatte verscheuchen wollen. Es ist der größere Junge, der mit der Indianerfrisur, die George an einen geschorenen Rettich erinnert. Jetzt ist sie unter der Sweatshirtkapuze versteckt, die er sich tief ins Gesicht gezogen hat, um nicht so gut erkannt zu werden. Er ist schlaksig und bestimmt noch keine siebzehn, mit dunkler, unreiner Haut und fahrigem Augen. Mexikaner oder Mittelamerikaner. Er hat die hohen Wangenknochen und die Adlernase eines Ureinwohners. In der letzten Woche, als George sie jedes Mal in denselben, abgerissenen Klamotten sah, hat er sie als arm eingestuft – richtig arm, unrettbar arm, Jugendliche, die nur selten die Mittel haben, aus ihrem *barrio*, ihrem Viertel, rauszukommen. Es wäre ein Wunder, wenn dieser Bursche je in

seinem Leben länger als zwei Minuten mit einem Weißen im zweiteiligen Anzug ein Gespräch geführt hat.

Und als ihm klar wird, dass er sich diesem Jungen wohl kaum verständlich machen kann, überlegt George, wie seine Chancen stehen, wenn er den Gang einlegt und Gas gibt. Wird der Junge vor lauter Verblüffung nicht schießen? Der Gedanke kommt ihm, und er reagiert augenblicklich. Irgendeine Denkschleife hat sich durch die Angst aufgelöst. Georges Hand schiebt sich zur Gangschaltung, und sofort schlägt ihm der Junge die Pistole auf den Unterarm. Der Schmerz ist heftig, aber George ist klug genug, nicht aufzuschreien. Stattdessen brüllt der Junge los.

»Scheiße, *puto!*«, schreit er. »Scheiße, Mann, ich knall dich ab, Mann. Spinnst du, oder was? Scheiße!« Und vor lauter Frust schlägt er ihm die Pistole noch einmal mit voller Wucht auf denselben Arm, den der Richter an die Brust gedrückt hat. Diesmal entweicht George ein Schrei, und er lehnt eine Sekunde mit geschlossenen Augen im Sitz und kämpft gegen den Schmerz an.

Der Junge schnippt mit den Fingern.

»Los, her damit, *puto*. Aber dalli, Mann.« Er verlangt den Autoschlüssel. Georges Arm ist zu taub, um ihn zu bewegen. Er beugt sich leicht vor und zieht mit der linken Hand den Schlüssel aus dem Zündschloss.

»Und jetzt raus mit dir, Mann«, wiederholt der Junge und lässt die Pistole wieder kreisen. Wenn er aussteigen soll, so überlegt George, wollen sie ihn vielleicht nicht hier töten. Sie bringen ihn irgendwo anders hin, weil sie fürchten, der Schuss würde die Hundepatrouille herlocken, ehe sie das Weite suchen können.

Der Junge fordert ihn erneut auf auszusteigen. George reibt sich weiter den Arm, tut so, als hätte er vor lauter Schmerz nichts mehr mitbekommen. Er überlegt, was er sagen könnte: »Ich bin Richter. Du weißt gar nicht, wie viel Ärger du dir einhandelst.« Aber das könnte alles nur noch schlimmer machen. Er will nicht noch einen zusätzlichen Ansporn liefern.

George zu töten ist für diesen jungen Mann wahrscheinlich eine Bewährungsprobe, ein Initiationsritual für die Aufnahme in die Gang. Corazón hatte bewusst jemanden ganz unten in der Hierarchie ausgewählt, damit ihm der Mord an einem Richter, ein Kapitalverbrechen, niemals angehängt werden kann. Einen Moment lang denkt George an Marina und Abel, beide hatten mit all ihren Verdächtigungen recht. Sie werden sich eine Sekunde lang ein trauriges Lachen auf seine Kosten erlauben. Aber George ist froh, als er merkt, dass es ihm nichts ausmacht. Er wusste, dass er ein Risiko einging. Das Festhalten an Prinzipien ist immer mit gewissen Risiken verbunden.

Der Augenblick winziger Genugtuung endet, als der Junge dem Richter den Pistolenlauf gegen die Schläfe rammt, um seine Aufmerksamkeit zurückzugewinnen. Georges Kopf schnellt nach hinten, der Junge packt ihn an der Schulter und presst ihm die Pistolenmündung an den Hals. Er spürt seinen Puls in der Ader, gegen die der kalte Stahl drückt.

»He, *vato*«, sagt eine andere Stimme.

Aus Angst, den Kopf von der Pistole wegzuziehen, bewegt George die Augen soweit er kann nach rechts. Der zweite Junge, den er zuvor gesehen hat, steht an der Beifahrertür. Er ist gut einen Kopf kleiner als der Junge, der George mit der Pistole bedroht, und jünger. Er lässt die Arme herabhängen, doch irgendwas an der Haltung des rechten Arms verrät George, dass auch er eine Schusswaffe in der Hand hält. Der zweite Junge deutet mit dem Kinn auf etwas.

In der hintersten Ecke des Parkhauses ist jemand aus dem gegenüberliegenden Treppenhaus hereingekommen. Ohne sich zu bewegen, nimmt George kurz dunkle Kleidung wahr. Er hatte die kakifarbene Uniform von Marinas Leuten erhofft, aber es ist bloß jemand wie er, noch jemand, der spät das Gericht verlässt, weil noch ein Prozess vorzubereiten war, vermutlich jemand von der Staatsanwaltschaft oder den Pflichtverteidigern. Die Schritte sind die einer Frau, die hohen Absätze klappern resolut auf dem

Beton. George lauscht, ehe er den trostlosen Schluss zieht, dass das Geräusch sich entfernt.

Schrei, sagt er sich. Er hat diese Situation im Laufe seiner Karriere zimal vorhergesehen, wenn er von einer Mitschrift oder einem Polizeibericht aufblickte und die Möglichkeiten des Opfers nüchtern einschätzte. Wenn sie ihn töten wollen, aber Skrupel haben, es hier zu tun, dann ist Schreien die beste Wahl. Dann wird sich der Junge mit der Automatik an Georges Hals entscheiden müssen. Weglaufen. Oder schießen. Wenn er wegläuft, hätte er die beste Chance zu entkommen. Aber George spürt, dass er die Geduld des Jungen überstrapaziert hat. Immerhin hat er einmal versucht zu fliehen. Respekt, das Credo der Straße, ist hier die Hauptsache. Und es gibt noch ein Problem. Der Richter ist nicht ganz sicher, ob er überhaupt mehr als ein schwächliches Krächzen zustande brächte.

George wusste schon immer, dass richtig tiefe Angst wehtun kann. Im rechten Unterarm spürt er ein Pochen, und seine Schläfe ist wund, aber obendrein hat er Schmerzen im ganzen Körper. Die Muskeln unter den Achselhöhlen haben sich aus irgendeinem Grund verkrampft. Und unter dem Hemd ist er feucht.

Der Junge geht neben dem Lexus in die Hocke, während er dem Richter die Pistole gegen die Schädelbasis drückt. Ein paar Reihen weiter springt ein Motor an, und ein Auto fährt los. Als es davonrollt, packt George eine Welle der Verzweiflung. Es war ein Fehler, denkt er. Er hätte schreien sollen.

»Aussteigen, Mann«, sagt der Junge wieder.

George schüttelt den Kopf.

»He, *puto*. Schieb deinen Arsch aus der Karre, Mann, oder ich zieh dich durchs Fenster raus.« Der Junge greift ins Wageninnere und packt Georges Krawatte. Er zieht einmal mit einem heftigen Ruck daran, sodass der Richter mit der Wange gegen den Türrahmen knallt, wartet aber nicht ab, ob George jetzt zur Kooperation bereit ist, sondern tut, was er angekündigt hat: Er

benutzt die Krawatte als Leine und zerrt George durch das offene Fenster nach draußen. Instinktiv hält George sich am Sicherheitsgurt fest, der am Türholm baumelt, aber vergeblich, denn der Junge zerrt Georges ganzen Oberkörper nach draußen ins Freie. Er ringt nach Atem, beide Hände an seinem Kragen. Mit letzter Stimme zischt er wohl ein Dutzend Mal »Okay«, ehe der Junge schließlich seinen Griff lockert.

Der Junge tritt langsam von der Tür zurück und sieht zu, wie George aussteigt. Sein Komplize kommt rasch um den Wagen herum, wartet am Heck. George hatte recht. Auch er hat eine Pistole.

George steht da und spürt, wie ihm die Knie schlottern. Er fürchtet umzukippen, und er betet innerlich, dass das nicht passiert, weniger aus Stolz als aus dem Gefühl heraus, dass das die Gefahr nur erhöhen würde.

»Brieftasche«, sagt der Junge. Er nimmt auch Georges Uhr und seinen Fakultätsring von der Uni, dann muss George jede Tasche in seinem Anzug nach außen stülpen und den Inhalt abgeben. Danach bedeutet der Junge ihm, vom Auto wegzutreten. Er weicht gut drei Meter zurück, reibt sich weiter den Unterarm. Er hat keine Ahnung, was passieren wird, und fragt sich, ob sie ihn nun doch hier auf der Stelle erschießen wollen, aber das ergibt keinen Sinn. Wenn sie das vorhätten, dann wäre es längst passiert.

Stattdessen schiebt sich der erste Junge durch die geöffnete Autotür auf den Fahrersitz und lässt den Motor an. Er nickt seinem Komplizen zu, der jetzt mit seiner schwarzen Pistole, vermutlich eine Kaliber 32, auf den Richter zielt.

Bitte, Gott, nicht den Kofferraum, denkt George sofort. Sie werden ihn mitnehmen wollen. Nicht im Kofferraum. Und in diesem Augenblick weiß er, dass er sich dagegen wehren wird. Sie können ihn hier würgen oder mit ihren Pistolen auf ihn einschlagen, aber er wird nicht mitgehen. Er wird schreien, wenn nötig. Das Ende, wie immer es aussieht, wird hier stattfinden.

Seine Seele hat sich um diesen Entschluss herum verhärtet, als er hört, wie der zweite Junge losrennt. Er sprintet um den Lexus herum, wirft sich auf den Beifahrersitz, und sein Kumpan am Steuer haut den Rückwärtsgang rein. George registriert zu spät, dass er eine kleine Chance hatte zu fliehen. Sobald der Junge die Limousine zurückgesetzt hat, blickt er durch das offene Fenster auf George, der keine anderthalb Meter von ihm entfernt steht. Der Richter ist keineswegs überrascht, als die silberne Pistole wieder auftaucht.

Schießen und losfahren, denkt er. Das ist der Plan. Ihn töten und fliehen. Er hatte sich getäuscht. Total getäuscht.

»*Puto*«, sagt der Junge, »frag Jesus heut Abend, warum du nicht ins Gras beißen musstest. Mann, ich hätte dich umlegen sollen, als du vorhin die Scheißnummer versucht hast. Ich hätte dich die *cuete* hier küssen lassen sollen«, sagt er und zeigt ihm die Automatik.

George braucht einen Augenblick, um diese Worte aufzunehmen, und noch länger, um zu verstehen, was sie bedeuten. Und dann geht ihm auf: Sie werden ihn nicht töten. Sie hatten gar nicht vor, ihn zu töten. Das hier ist ein Raubüberfall, kein Mord. Sie sind hier, um ihn auszurauben und seinen Wagen zu klauen.

Aus welchem Grund auch immer starrt der Junge George noch immer an, als erwarte er von ihm eine Erklärung oder sogar ein Wort des Dankes. Und irgendwie lässt er sich darauf ein.

»Ich dachte, du wärst jemand anders«, sagt er zu dem Jungen. Sie sind beide überrascht – George darüber, dass er gesprochen hat, und der Junge über das, was der ältere Mann gesagt hat. Seine dunklen, flinken Augen huschen verwirrt hin und her.

»Mann«, stößt er aus, und dann tritt er aufs Gaspedal. Der Lexus, Georges privates Refugium, schlingert um eine Biegung herum und ist gleich darauf verschwunden.

George hält nach irgendetwas Ausschau, worauf er sich setzen kann, aber das Nächstbeste ist einer der Betonpfeiler, und er lehnt sich dagegen, wartet darauf, dass das Gefühl in seinen Körper zurückkehrt. Einen Moment lang macht er nichts anderes

als atmen, wobei jedes Luftholen ein wunderbares Erlebnis ist. Mit der Erleichterung kommt die Schwäche. Seine Beine sind weich wie Pudding, und langsam gibt er seinem Gewicht nach, rutscht mit dem Rücken am Pfeiler nach unten auf den dreckigen, ölfleckigen Boden. Er versucht, den ganzen Vorfall zu rekapitulieren, doch es bleibt nur ein einziger Eindruck zurück. Er hat sich geirrt. Alles, was er gedacht hat, war falsch. Er war immer in dem Glauben, er würde sich mit Verbrechen auskennen, den Ursachen, der Vorbereitung und den Folgen. Aber wie es aussieht, hat er in dreißig Jahren nichts gelernt, was wirklich von Nutzen ist. Oder richtig ist. Er hat alles falsch gedeutet, unnötigen Widerstand geleistet und sich dadurch erst in Todesgefahr gebracht.

Langsam scheint sein Geist von der Stelle, von wo aus er ihn beobachtet und sich auf seinen Tod eingestellt hat, zurück in seinen Körper zu kriechen. Alles, was er bei sich hatte, ist weg. Er hat ihnen nicht nur seine Brieftasche gegeben, sondern auch seine Hausschlüssel, sogar seine Lesebrille und sein Kleingeld. Patrice' Handy ist weg, aber er kann sich nicht erinnern, es dem Jungen gegeben zu haben, und überlegt, ob er es in seinem Büro vergessen hat.

Er hat es nie richtig verstanden, denkt er. Er hat es nie ganz begriffen. Dass ein menschliches Wesen letzten Endes oder von Anfang an nur eines ist: eine einsame gedemütigte Zellansammlung, die den verzweifelten Wunsch hat zu leben. Er denkt über die E-Mails nach, die er erhalten hat, und über die törichte Tapferkeit, die er an den Tag zu legen versuchte. Alles sinnlos. Im entscheidenden Moment geht es nur noch darum, am Leben zu bleiben.

Patrice hätte ihm das sagen können. Genau das muss sie empfunden haben, als der Arzt unter ihrem Kehlkopf herumtaschte und sagte, was er da spüre, gefiele ihm nicht. Und so sitzt George jetzt dort auf dem schmutzigen Boden und denkt mit Reue und Bewunderung an seine Frau.

15 ÜBERLEBEN

Der Weg zurück ins Gerichtsgebäude kommt ihm unendlich lang vor. Er hämmert mindestens fünf Minuten mit der unversehrten Hand gegen die gläserne Eingangstür, und als endlich jemand vom Sicherheitsdienst ans Fenster geschlendert kommt, ein weiterer nutzloser Angehöriger von Marinas Kakitrupp, reckt er den Kopf, als säße der auf einer Feder.

»Geschlossen«, formt der Kakimann lautlos mit den Lippen und dreht sich auf dem Absatz um. Er hält George wahrscheinlich für einen Anwalt, der die Abgabefrist für die Berufungsbegründung versäumt hat und hofft, den Schriftsatz durch den Briefschlitz im Gerichtssekretariat werfen zu können.

»Ich bin Richter!«, schreit George weiter. »Ich wurde überfallen.« Schließlich erkennt Joanna Dozier ihn, eine Staatsanwältin, die noch Überstunden macht, und endlich wird die Polizei verständigt.

Während er auf die Cops wartet, geht George nach oben in sein Amtszimmer. Er holt eine Eisschale aus dem Gefrierfach in dem kleinen Kühlschrank in der Ecke und drückt sie sich auf den Hemdsärmel. Der Schmerz im Unterarm ist bohrend, zu tief und ausgeprägt für eine bloße Prellung, fürchtet er.

Patrice' Handy liegt auf seinem Schreibtisch. Marina hat es ihm am Freitag wiedergegeben, und seitdem hat er es mehr als einmal vergessen, sicherlich unbewusst, weil er # 1 möglichst wenig Gelegenheit geben will, ihm erneut Angst einzujagen. Aber er nimmt es jetzt, um einen Rund-um-die-Uhr-Schlüsseldienst anzurufen. Noch während er sich im Parkhaus von dem Überfall erholte, wurde George von neuer Furcht gepackt. Er hatte seine Hausschlüssel ausgehändigt, und seine Adresse steht im Führerschein in der Brieftasche, die er den

Jungen ebenfalls gegeben hat. Als der Sicherheitsmann über Funk die Polizei verständigte, bat George als Erstes darum, einen Streifenwagen vor seinem Haus zu postieren.

Danach ruft er Patrice an, um ihr zu sagen, dass der Schlüsseldienst bereits unterwegs ist.

»Ich bin überfallen worden, und man hat mir den Wagen und sämtliche Schlüssel geklaut.«

»Mein Gott, George. Ist dir was passiert?«

»Nein. Es war meine eigene Schuld. Ich bin zimal gewarnt worden, mich nicht allein im Parkhaus aufzuhalten.

Ich hab die Jugendlichen schon vorher da rumlungern sehen, und ich wollte den Helden spielen ...« Er verstummt, als er merkt, dass er im Begriff ist, zu viel von dem zu verraten, was er ihr bisher verheimlicht hat. Stattdessen bittet er Patrice, einen Blick aus dem Fenster zu werfen. Der Streifenwagen parkt auf der Straße vor dem Haus.

»Aber wie geht's dir?«, fragt sie erneut, als sie wieder ans Telefon kommt.

»Gut, gut. Mitgenommen, klar. Ich war ein bisschen übermüdig. Ich muss mir den Arm röntgen lassen. Im Augenblick warte ich noch auf die Polizei.«

»Den Arm röntgen lassen? Ich komme sofort«, sagt sie.

Es täte ihr bestimmt nicht gut, schon wieder Zeit in einem Krankenhaus zu verbringen. Und sie ist sicher erschöpft von ihrem ersten Arbeitstag. Aber der Schlüsseldienst ist Grund genug, dass sie zu Hause bleiben sollte, was sie schließlich auch einsieht.

»Es kann noch Stunden dauern, bis ich alles mit der Polizei und im Krankenhaus erledigt habe«, sagt er. Er verspricht, sie zu wecken, wenn er nach Hause kommt.

Abel fegt herein, als er mit Telefonieren fertig ist.

»Gütiger Himmel, Euer Ehren.« Man hat ihn über seinen Pager zu Hause erreicht, und er hat sich in grünen Bermudashorts, die zwei dünne, rosa Beine sehen lassen, sofort auf den

Weg gemacht. Es ist ein Wunder der Natur, dass sie seine Körpermasse tragen können.

»Es ist meine Schuld, Abel. Ich hätte auf Sie hören sollen.«

Abel will sich unbedingt den Arm des Richters anschauen. Aus unerfindlichen Gründen hat George das selbst noch nicht getan, und er weiß, dass es ernst ist, als der Ärmel sich nicht hochrollen lässt, weil der Arm so geschwollen ist. Stattdessen muss er sein Hemd aufknöpfen. Das rotblau verfärbte Fleisch, das sich in der Mitte zwischen Handgelenk und Ellbogen beängstigend wölbt, sieht übel aus. Abel stößt bei dem Anblick einen Pfiff aus.

»Euer Ehren, Sie müssen jetzt gleich ins Krankenhaus. Die Jungs vom zweiten Revier können Ihre Aussage auch da aufnehmen.«

In der Notaufnahme wartet George in einem kleinen, mit Vorhang abgeteilten Bereich über eine Stunde, ehe er zum Röntgen gebracht wird. Der Richter hat in weiser Voraussicht etwas Arbeit mitgenommen, aber der rechte Arm schmerzt, wenn er zu schreiben versucht, und seine Notizen beschränken sich auf pubertär ungelinkes Gekritzeln am Rand, das er hoffentlich morgen noch entziffern kann.

»Haarrissfraktur«, sagt der Arzt, der schließlich mit dem Röntgenbild hereingeschneit kommt. Er legt George eine blaue Leinenschlinge an und gibt ihm für die Nacht Dicodid mit. Danach müsste ein herkömmliches Schmerzmittel genügen. »Gehen Sie in drei Tagen zu einem Orthopäden«, sagt der Arzt noch, als er den Vorhang wieder aufzieht.

Draußen im Warteraum hat Abel sich in einen der Lehnstühle gezwängt. Er vertreibt sich die Zeit neben einem Mann, den er als einen Detective vom 2. Revier vorstellt. Sein Name ist Phil Cobberly, ein wuchtiger Typ mit zerzaustem Haar und rötlichem Alkoholikergesicht. George gibt ihm die linke Hand.

»Wissen Sie, Euer Ehren, Sie und ich hatten schon mal miteinander zu tun«, sagt Cobberly. »Sie haben mich im *Domingo*-Fall

in den Zeugenstand gerufen, ist Jahre her. Erinnern Sie sich? Der Geschäftsführer von so einer Riesenmöbelhauskette, der die Bestandslisten frisiert und die Ware heimlich verhökert hat? Der Bursche hat ein dickes Gehalt kassiert und trotzdem gestohlen. Ich dachte, wir hätten ihn so gut wie sicher im Knast. Sechs Leute im Überwachungsteam?«

George erinnert sich wieder. Cobberly sagte in der Vorverhandlung aus und gab anhand des gemeinsamen Berichts seiner Kollegen vom Dezernat für schweren Diebstahl an, wo genau jeder Einzelne von ihnen postiert gewesen war, als sie die Straftat beobachteten. Als George die Herausgabe der Personalakten vom Präsidium beantragte, stellte sich heraus, dass zwei der Beamten in der fraglichen Nacht freige habt hatten. Es war Schlampigkeit, kein Meineid, aber da zwei Polizisten etwas beschworen hatten, was sie persönlich gar nicht gesehen haben konnten, verlangte die Staatsanwaltschaft Bewährung für den Angeklagten, sehr zum Ärger der Beamten.

»Klar, diese miesen Ratten, die Ihnen das angetan haben, werden sich nicht so einen Anwalt leisten können, was?«, sagt Cobberly jetzt. »Ihre Mandanten haben die Freifahrtscheine bezahlt. Aber für die kleinen Trottel ist der Zug abgefahren.« Cobberly grinst und kratzt sich das Gesicht. Für ihn ist es göttliche Gerechtigkeit, wenn ein Typ, der gutes Geld damit verdient hat, Übeltäter freizubekommen, jetzt selbst Opfer eines Verbrechens wird. George hat schon vor langer Zeit jeden Versuch aufgegeben, solchen Cops irgendwas zu erklären.

Abel schaltet sich ein. »Der Richter ist wahrscheinlich müde, Philly.«

Jetzt, da er sich abreagiert hat, ist Cobberly so freundlich, Georges Aussage aufzunehmen.

»Was ist mit den Tattoos?«, fragt er schließlich.

George sagt, er habe nur ein Tattoo gesehen, den fünfzackigen Stern der Almighty Latin Nation an der rechten Hand des Jungen.

»Wenn er bei den Latinos Reyes wäre«, sagt Cobberly und meint die Gang, deren Kopf Corazón wahrscheinlich noch immer ist, »dann hätte er direkt darüber eine Krone haben müssen, genauso groß.«

»Vielleicht hat er diese Sache ja gedreht, um sich die Krone zu verdienen«, sagt Abel. »Ein Junge in dem Alter. Mein Blut ist euer Blut«, fügt er hinzu. George hatte das Gleiche gedacht, als er glaubte, getötet zu werden, doch jetzt scheint ihm Abels Deutung übertrieben, angesichts des Ausgangs der Sache. Von einem neuen Gangmitglied wird in der Regel körperliche Gewalt verlangt – Erschießen, Erstechen, Rivalen ausschalten – nicht einen Lexus stehlen.

»Leute, ich glaube, die hatten es nur auf meinen Wagen abgesehen«, sagt George. »Auch wenn ich zuerst was anderes gedacht hab.«

Weder Cobberly noch Abel sind voll und ganz überzeugt, auch nicht Marina, die hereingehastet kommt, als George und Abel gerade gehen wollen. Sie trägt ebenfalls Shorts und eine Polobluse, beides Designerware. Nach Dienstschluss sieht sie richtig schick aus. Sie war auf dem Weg zu einer Konferenz, die morgen Vormittag irgendwo außerhalb stattfinden soll, als ihr Pager losging. Inzwischen ist George hundemüde, und er hat das Krankenhaus satt – das Elend auf Rädern, die Hektik und die grelle Beleuchtung –, aber weil Marina extra seinetwegen hundertzehn Meilen in zwei Stunden zurückgelegt hat, fühlt er sich verpflichtet, den ganzen Vorfall noch einmal zu schildern, und sie setzen sich in den Warteraum der Notaufnahme.

»Ich glaub nicht, dass das ein Zufall war, Richter. Schauen Sie sich das Muster an. Corazón kommt jedes Mal einen Schritt näher. Sie sagen, diese Jungs haben Sie gut eine Woche beobachtet, richtig? Als hätten sie auf Sie gewartet?«

»Ich würde sagen, die haben auf irgendwen mit einem Autoschlüssel gewartet. Ich hab einfach das große Los gezogen, weil ich so blöd bin und immer noch eine Weile im Auto sitzen

bleibe, bevor ich losfahre. Wenn Corazón mich hätte erledigen wollen, wär das für ihn ein Kinderspiel gewesen.«

»Der Mann hat seinen eigenen Zeitplan, Richter Mason. Die Jungs, die er geschickt hat, haben genau das getan, was sie tun sollten – Ihnen den Wagen unter dem Hintern wegklauen und uns allen dadurch eine Heidenangst einjagen.«

George kann ihre Theorie nachvollziehen. Corazón will, dass jeder – die Cops, die Staatsanwaltschaft und vor allem der Richter – weiß, dass der tödliche Schlag kommen wird. Wenn das passiert, werden alle, die irgendwie daran beteiligt waren, Corazón hinter Gitter zu bringen, in Angst und Schrecken leben, weil sie erkennen müssen, dass der Kopf der Los Latinos Reyes ungeschoren Rache üben kann – und noch dazu lächelnd, denn der Staat selbst liefert ihm ein perfektes Alibi, da er sich für die totale Isolation des Gefangenen im Supermax verbürgt.

Es mag Verdrängung sein, aber George glaubt nach wie vor, dass die Polizei die Sache überbewertet. Die Latinos Reyes sind eine Straßengang, nicht der Mossad, und Corazóns Markenzeichen ist Brutalität, nicht berechnende Geduld. Aber George hat nicht vor, sich deshalb wieder mit Marina anzulegen.

Als er aufsteht, um zu gehen, sagt sie: »Sie werden ab jetzt rund um die Uhr bewacht, Euer Ehren. Im Gerichtsgebäude von meinen Leuten, und sobald Sie es verlassen, von den Cops. Keine Widerrede.«

Er denkt darüber nach. Vorläufig wird ihm der Überfall Patrice gegenüber als Erklärung dienen.

Als George hereinkommt, sitzt seine Frau an der Küchentheke, und er sieht gleich, dass irgendwas nicht stimmt. Patrice hat die Flasche Chivas hervorgeholt, die sie für Gäste bereithalten, und in ihrem Glas ist ein Fingerbreit braune Flüssigkeit. Vor zwei Jahrzehnten hatte George beschlossen, dass er gewisse Grenzen setzen müsse, und weder er noch Patrice trinken für gewöhnlich zu Hause. Aber am deutlichsten ist der gnadenlose Blick, mit dem sie ihn mustert, als er aus der Garage hereinkommt.

»Todesdrohungen?«, fragt sie schließlich. »Du kriegst seit Wochen Todesdrohungen und sagst mir kein Wort?«

Die Fernsehnachrichten hatten es berichtet. »Ein Richter, der seit einigen Wochen per E-Mail Drohungen erhalten hat, wurde gestern Abend im Parkhaus des Gerichts überfallen, hat aber nach Aussage eines Polizeisprechers nur leichte Verletzungen davongetragen.« Seitdem stand das Telefon nicht mehr still – besorgte Freunde und etliche Reporter, die sich irgendwie die Nummer beschafft hatten und eine Stellungnahme wollten.

Dem ertappten George fällt als erste Reaktion nur ein: »Wie ist das ins Fernsehen gekommen?« Aber mittlerweile weiß die Polizei alles, und in McGrath Hall sind Geheimnisse ein Fremdwort. Auch Marina könnte hinter seinem Rücken geplaudert haben, wohl wissend, dass die Schlagzeile bei den Verhandlungen mit der Bezirksverwaltung Gold wert sein wird.

»Muss ich dir das wirklich erklären?«, fragt er Patrice.

»Ja, das musst du mir *wirklich* erklären.«

»Ich hab gedacht, wir hätten in diesem Haus schon genug Todesdrohungen.«

»Ach, George.« Sie nimmt seine unversehrte Hand und tritt Gott sei Dank zu ihm, schlingt die Arme um ihn. »Kein Wunder, dass du in letzter Zeit so seltsam warst.« Eine Ehe durchläuft so viele Phasen von Intimität. Die erste, wenn beide überzeugt sind, dass die Hüllen wegschmelzen und sie eins werden, ist die überschwänglichste, freudigste und dramatischste. Aber wie ein guter Anwalt kann George auch für die anderen sprechen – die erste Zeit als Eltern, wenn beide herauszufinden versuchen, wie sie den schlauesten Trick der Natur überstehen können, nämlich mithilfe der Liebe ein Kind entstehen zu lassen, das zwischen sie tritt. Oder diese Phase. In guten wie in bösen Tagen.

»Hast du deshalb überlegt, nicht zu kandidieren?«, fragt sie.

»Eigentlich nicht. Das war nicht der Hauptgrund.«

»Und was ist der ›Hauptgrund‹? Jetzt sag bitte nicht, ich.«

Er erzählt ihr von Warnovits und Lolly Viccino. Sie hört sich

die ganze Geschichte an, ohne seine Hand loszulassen.

»Du hast eine schwere Zeit hinter dir, Kumpel, nicht wahr?« Sie legt wieder einen Arm um ihn. »George«, sagt sie. »Du bist ein guter Mensch. Ein sehr guter Mensch. Das war eine andere Zeit. Diese Dinge – das war vulgär, George. Es war widerlich. Aber es war nicht kriminell. Damals nicht. Die Zeiten ändern sich. Vieles wird besser. Die Menschen werden besser. Und man selbst wird besser. Mithilfe anderer Menschen. Darum geht es bei der Rechtsprechung. Ich muss dir das nicht sagen. Du erzählst mir das seit dreißig Jahren.«

»Und du hast nie ein Wort davon geglaubt«, sagt er lächelnd. Sie überlegt kurz.

»Na ja«, sagt sie, »wenigstens hab ich zugehört.«

Sie sitzen noch immer zusammen, reden über die Auswirkungen der Furcht – was sie dem Leben wegnimmt, aber seltsamerweise auch gibt –, als er Patrice' Handy in der Tasche seines Jacketts summen hört, das über der Stuhllehne hängt. Er zwingt sich, nicht nachzusehen, aber Patrice steht auf, um das Telefon für ihn zu holen, und er greift danach, damit sie die SMS nicht vor ihm liest.

Im Display steht: »Beim nächsten Mal wird's ernst. Wir sehen uns.«

16

DER BLICK DER ÖFFENTLICHKEIT

Als George um halb sieben wach wird, hört er von draußen Stimmen, und er späht durch die Lamellen der Schlafzimmerjalousie. Hinter dem Polizeiauto, das die ganze Nacht auf der Straße postiert war, parken jetzt drei Fernsehübertragungswagen. Die langen Antennen, die aussehen wie riesige Schneebesen, sind ausgefahren. Während sie darauf warten, dass George auftaucht, lehnen die Mitarbeiter der konkurrierenden Sender an einem der Vans, trinken Kaffee und plaudern mit den beiden Cops, die vor Ort sind, um den Richter zu beschützen.

»Kumpel«, sagt er zu Patrice, »das wird dir nicht gefallen.«

Eine Stunde später trifft Marina mit einem gerichtseigenen Van ein. Außerdem sind noch drei weitere Streifenwagen aufgetaucht. Statt nach draußen zu gehen und die auf der Lauer liegenden Kamerateams zu belohnen, ruft George Marina auf dem Handy an und bittet sie, ins Haus zu kommen.

»Scheiße«, sagt sie knapp, als er ihr die SMS zeigt. »Wir müssen das Handy an die Kollegen vom FBI geben. Vielleicht können die ja eine Art Falle stellen. Ich fass es nicht, dass er sich das noch mal traut.«

#1 weiß offensichtlich, was Marina neulich über die Schwierigkeit, Textnachrichten zurückzuverfolgen, erklärt hat. Deshalb hat er sich nicht darum geschert, wer das Handy jetzt hat, die Polizei oder George. Der würde die Nachricht so oder so erhalten.

»Vielleicht sollten Sie doch lieber hierbleiben, Richter Mason.«

»Wenn Sie ihn zur Vernunft bringen wollen, viel Glück«, sagt Patrice.

Aber George weiß, dass er nicht unvernünftig ist. Heute wer-

den sich alle Sicherheitskräfte vor Ort seinem Schutz widmen. Er wird sicherer sein als der Präsident. Und es wäre ein schlechtes Zeichen, wenn er sich zu Hause verkriechen würde. Er ist in dem Wissen Richter geworden, dass die Aufgaben des Amtes oft symbolischer Natur sind.

Patrice lugt weiter durch die Vorhänge, um die wachsende Menge vor dem Haus zu inspizieren. Inzwischen sind mindestens ein Dutzend Journalisten da, außerdem acht Cops und natürlich eine ganze Reihe von Nachbarn. Patrice regt sich auf, als sie sieht, welches Schicksal die Pflanzen erleiden, die sie im Frühjahr mühselig gepflanzt hat. Es war ein Akt der Liebe und Hingabe gewesen, der ihr eine Energie abverlangte, die sie so früh nach der Operation eigentlich gar nicht hatte.

Als George um halb neun die Haustür öffnet, hat er das überstarke Gefühl, eine Bühne zu betreten. Der Arm tut noch so weh, dass kein Denken daran ist, die Schlinge abzulegen, daher hat er sein Jackett über die rechte Schulter gehängt wie ein angeschossener Westernheld. Er hält den Blick geradeaus gerichtet, gibt sich alle Mühe, freundlich, aber geschäftsmäßig zu wirken, und sagt kein Wort, als die Kameralleute und Reporter neben ihm her seine Einfahrt entlanghasten.

Marina, die strammer auftritt als ein General, marschiert einen Schritt vor ihm her, während Abel aus dem Wagen steigt, um die Tür des Vans aufzureißen. In Georges Namen rasselt Marina eine knappe Stellungnahme runter, die George und sie im Haus vorbereitet haben – »Der Richter ist wohlauf und freut sich darauf, seinen Aufgaben im Gericht wie gewohnt nachzukommen« –, während die Kameramänner sich gegenseitig wegdrängeln, um ihre großen schwarzen Linsen durch das offene Fahrerfenster des Vans zu stecken. George nimmt seinen ganzen Mut zusammen und wirft einen Blick nach hinten auf die Reihe mit weißem Steinkraut, die entlang des Weges niederge trampelt worden ist.

Die Fahrzeuge fahren im Konvoi los, ein Streifenwagen vor

Marinas Van und ein anderer dahinter, während die Übertragungswagen mal dicht auffahren, mal wieder etwas auf Abstand gehen, um die Perspektive zu wechseln. George überlegt, wie das wohl in den Nachrichten rüberkommt, und muss lachen.

»Was ist denn?«, fragt Marina.

»Nichts, schon gut.« Nach diesem Starauftritt als urbaner Kriegsheld, so wird George klar, würde er selbst dann die Wiederwahl gewinnen, wenn er die Warnovits-Angeklagten freisprechen und obendrein den Staat verdonnern würde, ihnen eine Entschädigung zu zahlen.

Den Vormittag über geben sich Besucher in seinem Büro die Klinke in die Hand, um ihr Mitgefühl zum Ausdruck zu bringen, und das Telefon steht nicht still – überwiegend Freunde und Reporter –, doch George lässt keinen Anrufer durchstellen. Die einzigen Menschen, die er nicht abhalten kann, sind seine Kollegen. Der Chefrichter ist angemessenerweise der Erste, der reinkommt, kurz nachdem George sein Büro betreten hat. Er lässt sich die Ereignisse vom Vorabend haarklein schildern und schüttelt dabei die ganze Zeit den Kopf.

»Nathan geht die Muffe«, sagt er dann. »Er ist sicher, dass er der Nächste ist. Ich wette, der hat sich ein ›sicheres Plätzchen‹ gesucht, das mindestens dreihundert Meilen weit weg ist.«

Beide müssen lachen.

»Also, wie lautet deine Theorie?«, fragt Rusty. »Zu gestern Abend?«

Kein Zusammenhang zu #1. erwidert George, außer dass er durch den Versuch, angesichts der Drohungen den Helden zu spielen, offenbar dümmmer reagiert hat als sonst.

»Glaubst du noch immer nicht, dass Corazón dahintersteckt?«

Die Angst, die diese Möglichkeit zu Recht auslöst und die der Richter seit Wochen verdrängt hat, packt ihn seltsamerweise erst jetzt. Sein Herz pocht dröhnend, und er ballt die Fäuste, als er sich vorstellt, was es bedeuten würde, von einem skrupellosen Soziopathen wie Corazón mit Mordabsichten verfolgt zu

werden. Sollte das tatsächlich der Fall sein, hat Koll womöglich gut daran getan, ins selbst auferlegte Exil zu gehen. Aber im Grunde seines Herzens glaubt George das nicht.

»Ich finde, es passt einfach nicht zusammen«, sagt er zum Chefrichter. »Aber genau wissen wir das erst, wenn die Cops diese Jungs schnappen und feststellen, ob sie was mit den Latinos Reyes zu tun haben. Mein Wagen ist wahrscheinlich schon verkauft oder ausgeschlachtet worden, und die beiden haben ordentlich abgesahnt.«

»Wahrscheinlich«, pflichtet Rusty ihm bei.

Gegen Mittag haben ihm die letzten Besucher ihre Aufwartung gemacht. George will seine Bürotür schließen, in der Hoffnung, ein wenig Arbeit erledigen zu können, aber noch ehe die Tür zu ist, steht Dineesha vor ihm. Sie hält die Hände gefaltet vor ihrer rundlichen Mitte und blickt ihn erwartungsvoll an. Sie ist attraktiv, wenn auch ein bisschen matronenhaft, und hat eine hohe, rund toupierte Frisur, ein Relikt aus den Siebzigerjahren, das sie nie abgelegt hat. Er winkt sie mit bleiernem Herzen herein. Er hat diese bedrückte Miene schon tausendmal bei ihr gesehen und weiß genau, was kommt. Es geht immer nur um eines.

»Zeke sagt, die Polizei hat mit ihm geredet, Euer Ehren, und gefragt, wo er am Freitag war. Und er war in St. Louis, Euer Ehren. Ich bin ganz sicher. Wir haben seinen Hund gehabt, während er weg war. Und er sagt, er hat Papiere, die beweisen, dass er da war.«

»Ich glaube nicht, dass das jemand anzweifelt, Dineesha.«

»Die Sache ist die, er hat da einen guten Job. Aber wenn die Polizei in der Firma anruft, Euer Ehren. Dann ...« Sie hält die Hände noch immer vor dem Bauch verschränkt. Der Richter erkundigt sich gar nicht erst, ob Zeke die Frage auf dem Bewerbungsformular nach irgendwelchen Vorstrafen wahrheitsgemäß beantwortet hat. Jemand wie Zeke bewegt sich ohnehin nur im Kreis. Wenn du dich korrekt verhältst, kriegst du nie

einen Fuß in die Tür.

»Ich glaube nicht, dass das passiert«, sagt er zu ihr. Sie seufzt und lächelt. »Aber es hat die Polizei geärgert, dass Sie Zeke vor ihnen gewarnt haben sollen.«

Ihr Mund formt ein dunkles O.

»So war das nicht, Euer Ehren. Ich hab bloß ein klares Wort mit ihm gesprochen, Donnerstagabend. Ich wollte ihn nicht warnen, ich hab ihm bloß die Meinung gesagt. Euer Ehren, er sagt, er würde Ihnen niemals was tun. Und ich glaube ihm.«

Das ist natürlich das Problem. Seine Mutter wird Zeke immer glauben. Aber sonst sollte das niemand tun, der halbwegs bei Verstand ist.

»Dineesha, Sie glauben doch nicht im Ernst, dass er und sein Freund hier oben waren, um die Toilette zu benutzen, oder?«

Bei der Frage sinkt sie in sich zusammen und setzt sich auf denselben Stuhl an der Tür, auf den sie sich neulich geflüchtet hat, um ungesehen um ihr ältestes Kind zu weinen.

»Nein, Euer Ehren. Das glaube ich nicht.«

»Was wollten sie dann hier? Etwas stehlen?«

Sie bringt ein rasches, schrilles Lachen zustande. »Nein, Euer Ehren. Genau das Gegenteil. Sie wollten was zurückbringen.«

»Etwas aus meinem Büro?«

»Aus meiner Handtasche. Zeke war an dem Morgen bei uns gewesen. Wegen des Hundes. Und dabei hat er die Schlüssel aus meiner Handtasche geklaut.«

»Und wieso?«

Sie presst einen Finger mitten auf die Lippen, entschlossen, nicht wieder zu weinen.

»Er wollte in unseren Schuppen. Wir haben seine Sachen da gelagert, als er wegmusste.« Ins Gefängnis, meint sie. »Und ich weiß nicht genau, wie, aber Reggie hat zwei Pistolen da drin gefunden, und als Zeke rauskam, wollte sein Vater sie ihm nicht geben. Sie wissen ja, er darf keine Schusswaffen besitzen.«

Ein Haftentlassener macht sich schon strafbar, wenn er nur

eine Schusswaffe in die Hand nimmt.

»Und seitdem kriegten sich Reggie und Zeke alle paar Monate wegen der Pistolen in die Haare. Zeke sagt, er will sie bloß verkaufen, weil die ordentlich Geld bringen würden. Also hat er meine Schlüssel geklaut und sie sich geholt. Dieser Khaleel hat die Pistolen jetzt, ich vermute, die haben ein Geschäft gemacht. Khaleel sollte in mein Büro gehen und die Schlüssel auf meinen Schreibtisch legen, wenn ich mal für einen Moment raus bin. Und falls jemand das mitbekommt hätte, sollte er einfach sagen, er hätte sie auf dem Flur gefunden, gleich draußen vor der Tür.«

Sie hat das Gesicht in den Händen vergraben.

»Euer Ehren, wenn er bloß in die richtige Richtung gehen würde, dann käme er auch klar. Ganz bestimmt.«

Niemand kann sich ganz von seinen Kindern lösen, denkt George. Für Dineesha währt die Hoffnung ewig. Und somit auch der Kummer.

»Ich meine, Richter. Ich habe kein Recht ...«

»Ich behalte es für mich, Dineesha.« Sie steht langsam auf, noch immer von der ganzen Last niedergedrückt.

Zehn Minuten später klopft sie erneut. Nicht schon wieder, denkt George. Nicht mal Dineesha. Doch als sie die Tür öffnet, sieht er, dass sie sich wieder gefangen hat. Es geht um etwas Berufliches.

»Murph ist am Telefon, Richter«, sagt sie. »Eine Streife vom zweiten Revier hat zwei Jungs aufgegriffen. Sie sollen zu einer Gegenüberstellung kommen.«

17

2. REVIER

Die Zentrale des 2. Reviers ist in einer Festung untergebracht, einer um die Jahrhundertwende erbauten Redoute aus Kalkstein. Der Bau ist ein beliebtes Motiv für Fernseh- und Filmcrews, wenn sie eine Außenaufnahme von etwas brauchen, das einfach uneinnehmbar wirkt. Beim Eintreten sieht man sich gleich einer wesentlich neueren Zementwand gegenüber, in die nur ein kleines Fenster aus kugelsicherem Glas für den Empfang eingelassen ist. Vor Jahren war unten in dieser Scheibe noch eine kleine Durchreiche aus Metall, wo Angehörige die Kautionsbezahlung bezahlen konnten, doch dann schob irgendein Gangster eine abgesägte Schrotflinte in die Durchreiche und erschoss drei Beamte in dem Büro dahinter. Heutzutage muss jeder zuerst durch einen Metalldetektor.

Cobberly, der rotgesichtige Detective, der sich gestern Abend einen Spaß daraus gemacht hat, George eins reinzuwürgen, ist auf der anderen Seite.

»Also, was wissen wir über die netten, jungen Burschen, Philly?«, fragt Abel ihn. Auf der Fahrt hierher hat Abel erzählt, dass der Jüngere bei einem Nickerchen in Georges Lexus geschnappt wurde, der auf einer Straße im North End parkte. Eine Stunde später war der Ältere mit dem Autoschlüssel und einer Tüte Burger angeschlendert gekommen.

Laut Phil Cobberly sind die beiden Brüder, die letzten von vieren.

»Nette Familie«, sagt der Detective. »Dad hat immer mal wieder gegessen, aber zurzeit findet so eine Art Familientreffen statt. Die beiden älteren Jungs sitzen mit ihm zusammen in Rudyard. Was für ein schönes Happy End«, fügt er hinzu.

»Gehören sie zu einer Gang?«

»Klaro.«

»Latinos Reyes?«

»Nein. Da, wo die herkommen, das ist Two-Six-Territorium.«
Twenty-sixth Street Locos.

»Also keine Verbindung zu Corazón?«

»Nicht unbedingt. Two-Six und Latinos Reyes machen schon mal einen Deal.«

Abel fragt, ob die Jungs irgendwas ausgesagt haben.

»Das übliche Gequatsche«, sagt Cobberly, »sie wissen von nichts, aber wir haben es nicht zu Protokoll genommen. Sie sind Jugendliche.«

Jugendliche dürfen nur im Beisein ihrer Eltern befragt werden, die im 2. Revier für gewöhnlich nicht die Tür aufmachen, wenn die Polizei anklopft. In ihrer Abwesenheit muss jemand vom Jugendamt bei der Vernehmung zugegen sein. Der für die Polizeiwache zuständige Pflichtverteidiger wurde auch hinzugezogen, da beide Jungs als Erwachsene angeklagt werden sollen. Der wiederum wollte seine Vorgesetzte dabei haben. George vermutet, er ist der Grund, warum ein höheres Tier gerufen wurde. Die Pflichtverteidiger sind bei einem Richter vorsichtig, erst recht bei einem vom Berufungsgericht, der sich schon mal auf ihre Seite schlägt.

Als die Vorgesetzte eintrifft, entpuppt sie sich als Gina Devore, die das Büro der Pflichtverteidigung während der zwei Jahre leitete, in denen George im Central Branch Prozessrichter war. Sie war im Gericht berühmt dafür, dass sie einen Mandanten in der Arrestzelle k. o. geschlagen hatte, als der ihr an die Brust fasste. Gina bringt es mit hohen Absätzen auf eins fünfundfünfzig, und der Typ ging glatt zu Boden.

»Die Beste und Klügste«, begrüßt George sie. Sie überrascht ihn ein wenig, indem sie ihn kurz umarmt, obwohl sie im Dienst ist. Sie ist mit einem Lieutenant von der Kripo in Nearing verheiratet und bringt ihn rasch auf den neusten Stand, wie es ihren beiden Kindern geht.

»Was macht der Arm, Euer Ehren? Ich hab im Fernsehen von der Sache gehört.«

»Dem geht's schon wieder ganz gut, aber ich glaube nicht, dass ich Ihren Mandanten einen Dankesbrief schicke.«

»Euer Ehren«, sagt sie, »ich wette, wenn Sie den beiden gegenüberstehen, werden Sie sehen, dass man die Falschen erwischt hat.« Sie verzieht keine Miene, als sie das sagt, obgleich sowohl George als auch sie wissen, dass die Jugendlichen nicht nur im Auto des Richters festgenommen wurden, sondern auch die Kleidung anhatten, die er beschrieben hatte – ganz zu schweigen davon, dass die Pistolen unter den Vordersitzen versteckt waren.

Wenn alles wie vorhersehbar abläuft, wird die Verteidigung der Jungen so aussehen, dass die beiden den Lexus verlassen vorgefunden haben, den Schlüssel im Zündschloss. Das ist bestenfalls weit hergeholt. Doch falls George die Jungs eindeutig identifiziert, ist die Sache gelaufen. Kein Geschworener wird einem Richter unter diesen Umständen *nicht* glauben.

Angeführt von Detective Commander Len Grissom, einem knochigen, reservierten Texaner, zieht die Prozession – zwei Verteidiger, ein Staatsanwalt namens Adams vom Anklageerhebungsbüro, Cobberly, Abel sowie einige andere Officer und schließlich der Richter – in den Besprechungsraum, wo sich die Cops vom 2. Revier bei Dienstantritt versammeln. Er sieht aus wie ein Seminarraum, voller Stühle mit einer Schreibunterlage aus Plastik an der rechten Armlehne. Der vordere Teil wird von einer Reihe greller Flutlampen angestrahlt. Sie sind für Gegenüberstellungen gedacht, um die Teilnehmer zu beleuchten und gleichzeitig zu verhindern, dass sie die Zeugen erkennen.

Vier junge Burschen treten ein und nehmen Aufstellung auf der Plattform, auf der ansonsten der Schichtleiter die Anweisungen für den Tag erteilt. Sie sind alle zwischen eins fünfundsechzig und eins fünfundsiebzig, die Größe, die George für seinen zweiten Angreifer genannt hat. Drei der Jungen sind

wahrscheinlich Freiwillige aus dem Jugendgefängnis und kriegen anschließend zur Belohnung einen Hamburger, den sie auf der Rückfahrt im Streifenwagen vertilgen. Sie tragen allesamt blaue Gefängniskluft, aber ein Sweatshirt wird von einem zum nächsten gereicht. Jeder schlüpft kurz hinein und zieht sich die Kapuze ins Gesicht, dreht sich dann, um beide Profile zu zeigen.

Als die Modenschau, wie sie genannt wird, beendet ist, hat sich George für den dritten Jungen von links entschieden. Gina hat Bedenken wegen der Auswahl der Probanden und macht sich ein paar Notizen auf ihrem Block. Das Problem liegt auf der Hand. Zwei der Jungs haben nicht die Kurzhaarfrisur, die der jüngere Jugendliche laut Georges Beschreibung haben soll, doch selbst mit dieser Hilfestellung ist er sich bei dem Jungen, zu dem er tendiert, nicht ganz sicher. Aus dem Augenwinkel nimmt der Richter wahr, wie Cobberly sich das Gesicht kratzt. Er macht es mit drei Fingern und zieht sich die Fingernägel dreimal über die Wange, wiederholt die Prozedur zweimal. George sagt nichts, sondern starrt ihn nur an, bis Ginas jüngerer Kollege es mitbekommt.

»Was ist?«, sagt Cobberly.

»Können wir den Armleuchter bitte rausschicken?«, fragt Gina Grissom. Sie blickt George an. »Haben Sie ihn wiedererkannt?«

»Zu sechzig, siebzig Prozent«, erwidert er. »Ich würde sagen, ›größtmögliche Ähnlichkeit‹.« Die Anwälte machen sich Notizen.

Es dauert über eine halbe Stunde, bis die zweite Formation von größeren Jungs auftaucht, weil Gina verlangt hat, dass Grissom für sie alle Sweatshirts besorgt und jeder von ihnen sich mit der Kapuze im Gesicht aufstellt, damit George die Haare nicht sehen kann.

Er fragt Gina: »Darf ich näher ran?«

George geht im Abstand von nur zwei Schritten an der Plattform entlang. Gina hat Grissom gebeten, allen Teilnehmern zu

sagen, sie sollen nur geradeaus schauen, doch als George vorbeischiebt, kann sich der vierte Junge in der Reihe, der, den er gerade identifizieren will, nicht mehr beherrschen, und senkt kurz den Blick. Seine Augen ruhen nicht lange auf ihm, aber er hätte George genauso gut in Erinnerung an alte Zeiten die Hand schütteln und ihn »puto« nennen können.

Der Richter bleibt stehen und zeigt auf ihn.

»Oh, Mann«, sagt der Junge, aber es klingt ziemlich furchtsam. Nach dem Ding, das Cobberly sich geleistet hat, hüten sich die anderen Cops, auch nur einen Blick in Georges Richtung zu werfen, aber die Schwingungen im Raum verraten ihm, dass er auf den richtigen Jungen getippt hat.

Als Nächstes führt Grissom George und das Gefolge von Anwälten zum Schreibtisch von einem der Detectives. Dort liegen sechs Schusswaffen, zwei davon unzweifelhaft die beiden Pistolen, die bei den festgenommenen Jungs gefunden wurden. George kannte sich mit Schusswaffen überhaupt nicht aus, als er Pflichtverteidiger wurde, aber er hat durch die Arbeit mehr darüber gelernt, als ihm lieb ist, und noch ist er einigermaßen auf dem neusten Stand, weil er häufig in Prozessmitschriften die Aussagen von Ballistikexperten liest. Er meinte, in der silbernen Pistole mit schwarzem Griff, die der ältere Junge auf ihn gerichtet hatte, eine Kahr MK40 erkannt zu haben, aber nur, weil sie derzeit der große Renner ist. Wahrscheinlich wurde sie bei einem älteren Bandenmitglied »gemietet«, das dafür einen Anteil am Gewinn kassieren sollte. Der zweite Jugendliche hatte eine schwarze Kaliber 32 oder 38, ebenfalls eine Automatik. George zeigt ohne Zögern auf die erste Pistole. Das Gerichtssaal-Axiom stimmt. Sie ist das Einzige, was man wirklich sieht. Bei der zweiten muss er raten.

»So viel zum Thema Unzuverlässigkeit von Augenzeugenaussagen«, murmelt Gina. Als die Identifizierungen erledigt sind, warten George und Abel und Gina auf die Cops, die zusammen mit dem Staatsanwalt im Büro der Detectives geblieben sind und

darüber beraten, ob sie auch alles haben, was für eine Anklageerhebung erforderlich ist.

»Keine der beiden Waffen war übrigens geladen«, sagt Gina zu George, während sie warten. »Nur damit das klar ist.«

»Profis, hä?«, fragt Abel.

»Jedenfalls keine Anfänger. Aber es zählt trotzdem, oder? Dass sie nicht das Risiko eingegangen sind, jemanden zu töten?«

»Außer durch Herzinfarkt«, sagt der Richter.

Cops und Staatsanwaltschaft werden sicher zufrieden sein, aber aus Georges Perspektive ist die Identifizierung der Täter bloß der Anfang. Die eigentliche Frage ist, ob Corazón sie geschickt hat. Gina wird nicht zulassen, dass sie mit den Cops reden, schon gar nicht, wenn Cobberly oder ein ähnlicher Typ dabei ist. George lässt sich das Problem durch den Kopf gehen.

»Wie würden Sie reagieren, wenn ich sagen würde, ich möchte mit Ihrem Mandanten sprechen?«, fragt der Richter sie. »Dem größeren?«

»Was kriegt er?«, erwidert Gina prompt.

»Dafür bin ich nicht zuständig.«

Sie lächelt. »Ich hab so das Gefühl, dass jeder ganz genau hinhören wird, wenn ein Berufsrichter Empfehlungen ausspricht.«

»Na denn, schauen wir mal, ob er plaudert. Nur so kann er mildernde Umstände für sich rausschlagen.«

Die Cops kommen dazu, und Grissom gefällt die Idee. »Sie kriegen mehr aus dem Knaben raus als wir, Richter«, sagt er.

Gina geht ihren Mandanten informieren.

Der Junge sitzt in einem heruntergekommenen Verhörraum mit einem Holztisch und drei Stühlen und jeder Menge Fußspuren und Macken an den Wänden. Vom Flur aus kann er durch einen Einwegspiegel beobachtet werden. Dennoch eskortieren Grissom, Gina und der Staatsanwalt George in den Raum und bleiben hinter ihm stehen, während der Richter gegenüber dem

Jungen Platz nimmt. Im Boden ist ein Eisenring eingelassen, an dem die Gefangenen, die Fußfesseln tragen, angekettet werden, aber als Jugendlicher trägt der Junge lediglich Handschellen. Nach den von Gina festgelegten Bedingungen wird ihr Mandant nicht noch einmal über seine Rechte aufgeklärt, was bedeutet, dass seine Aussage vor Gericht nicht gegen ihn verwendet werden kann, für den Fall, dass es doch zum Prozess kommt.

»O Mann, Sie haben mich ganz schön reingeritten, Mann«, sagt er zu George. Er meint die Gegenüberstellung.

»Wieso?«

»Mann, ich hab Sie noch nie gesehen. Echt nich, Mann.«

»Ich hatte nicht den Eindruck, dass du gestern Abend die Augen geschlossen hattest, also kauf ich dir das nicht ab.«

»Echt, Mann. Sie verwechseln mich.« Der Junge hat ein rundes Gesicht, eine Adlernase und große, dunkle Augen, die vor Unsicherheit hin und her huschen. Das Halbrund rabenschwarzer Haare glänzt an seinem Hinterkopf. Obwohl er lügt, wirkt er deutlich sympathischer als am Abend zuvor mit der Pistole in der Hand.

Hinter dem Richter meldet sich Gina zu Wort.

»Hector«, sagt sie, »hast du nicht zugehört? Ich hab dir gesagt, du hast zwei Möglichkeiten. Entweder du hältst den Mund, oder du sagst dem Richter, es tut dir leid, und beantwortest ehrlich seine Fragen. Niemand will hören, dass du gestern Abend nicht in dem Parkhaus warst.«

»*Es verdad*, Mann«, sagt Hector.

»Schluss damit«, sagt Gina. »Hör dir an, was der Richter wissen will, und tu dir selbst einen Gefallen.«

»Sie sind 'n Richter?« Als George nickt, verziehen sich Hectors Lippen ganz schwach zu einem Lächeln. Er hat einen Richter beklaut. Das wird ihm bei den Straßenkids eine gehörige Portion Respekt verschaffen. Aber das Lächeln erstirbt, als der junge Mann weiter nachdenkt. Es ist ihm im Gesicht anzusehen, dass es auf einmal klick macht und seine Besorgnis zunimmt.

»Okay, wie soll das laufen, Mann? Sie sind doch wohl nicht der Richter für mich, Mann, oder?«

»Nein.«

»Aber einer von Ihren Leuten, was?«

»Nicht unbedingt.«

»Ja klar«, sagt Hector, aber es ist offensichtlich, dass er ihm nicht glaubt. Er fährt sich mit der Zunge im Mund herum, während er seine missliche Lage abschätzt. Dann richten sich seine schwarzen Augen mit einem überraschend offenen Ausdruck auf George.

»Wie iss 'n das überhaupt so, Mann?«, fragt er.

»Was?«

»Na ja, Mann, da oben zu hocken und so Sachen zu sagen wie« Du bist schuldig, Mann. Du bist nicht schuldig, Alter, du kriegst fünfundzwanzig Jährchen. Aber du, *hombre*, du kriegst Bewährung «.« Hectors Hände kreisen mit den Handschellen in der Luft, während er die imaginären Strafen verhängt. »Ist das cool, oder was?«

»Genau genommen ist das nicht mehr mein Job«, sagt George. »Aber als es noch mein Job war, hab ich genau das daran nicht besonders gemocht.« George kennt keine Kollegen, die nicht sagen würden, dass das Verhängen von Strafen das Schwierigste überhaupt ist.

»Ese«, antwortet der Junge, »echt cool.« Wenn George in seiner Zeit als Pflichtverteidiger solche Gespräche mit jungen Mandanten hatte, kam er ihnen immer mit derselben, alten Leier. Du musst runter von der Straße, geh weiter zur Schule, du kannst auch Anwalt werden. Das war 1973, und George glaubte daran. Gelegentlich hört er noch von ein paar jungen Männern, die er vertreten hat und denen es gelungen ist, ihr Leben zu ändern, aber keiner von ihnen ist Anwalt oder Richter geworden. Heutzutage können Jugendliche wie Hector nur höhnisch auflachen. Mit sechzehn weiß er längst, wie viel von der Welt ihm verschlossen ist und bleibt.

»Hector, ich möchte wissen, warum du und dein Bruder beschlossen habt, mich auszurauben.«

»Mann, ich weiß nich, wer Sie überfallen hat, Mann. Aber ich schätze, die wollten Kohle, oder nich?«

»Vielleicht sollten wir Guillermo fragen«, sagt Grissom von hinten. Er meint den kleinen Bruder.

»Ach, der ist doch ein Weichei, Mann. Das, was der redet, können Sie vergessen. Er ist nich ganz dicht, Mann.«

Dennoch zeigt Grissoms Vorschlag Wirkung. Hector nimmt offenbar Vernunft an.

»Ist der Arm gebrochen, Mann?« Er deutet mit einem Nicken auf Georges Schlinge.

»Haarriss. Tut weh.«

»*Y que*«, sagt Hector. »Man muss schließlich seinen Job machen, oder?«

»Wenn du's so nennen willst.« George betrachtet den Jungen mit kaltem Blick. »Hector, ich will wissen, warum ihr mich überfallen habt. Ich will die ganze Geschichte hören. Nur so habt ihr beide eine Chance.«

Hector grübelt, während George ihn weiter beschwörend ansieht.

»*Y que*«, sagt der Junge erneut, aber diesmal mit müder Stimme, und er atmet resigniert durch. »Wir haben da so 'nen *carnal*, Mann. Heißt Fortuna. Letzte Woche ist er das allererste Mal vor Gericht gewesen. Und dieser Richter, Mann, der hat ihm voll einen reingewürgt. Zweitausend Mäuse, Mann. Kautio? Und das nur wegen so 'ner kleinen Dope-Sache, Mann. Zweitausend? Was soll das, Mann? Und da haben Billy und ich, na ja – wir wollten ihm helfen.«

»Helfen, die Kautio aufzubringen?«

Hector nickt. »Mann, wir haben Sie gesehen, ja? Wie Sie da so im Auto gesessen haben? Ein paarmal haben wir das gesehen. Na ja, da haben wir uns die *cuetes* besorgt, die Knarren. Aber dann, als wir uns rangeschlichen haben, da hat Billy gesagt,

›Nein, *vato*, den *hombre* da können wir nich überfallen, der betet.‹ Haben Sie da im Auto gebetet?«

George kann ein kurzes Lächeln nicht unterdrücken.

›Aber warum ich, Hector, und nicht irgendjemand anders?«

Der Junge lehnt sich mit einem raschen, herablassenden Blick zurück.

›Mann, das ist eine super Karre, Mann, klar? *Mucho feria*.« Eine Menge Geld.

George hätte nicht gedacht, dass ein 1994er Lexus, fast schon ein Oldtimer, auf der Straße viel einbringt, aber Cobberly hat gesagt, dass die mexikanischen Gangs gern ältere Autos aufmotzen, die als Klassiker gelten. Was einst aus der Not entstand, ist jetzt Mode.

›Hat euch keiner auf mich hingewiesen? Den Wagen beschrieben?«

›Mann, Sie waren da. Wir waren da. Ich hatte keine Ahnung, dass Sie Richter sind, Mann. Absolut nich. Ich hab's nich mal danach erfahren, als wir zu dem Blödmann kamen, der versprochen hat, uns die Karre abzukaufen. Der hat bloß gezetert, ›*Malo suerte*, Mann, der Wagen war im Fernsehen, da lass ich die Finger von.‹ Aber er hat kein Wort von ›Richter‹ gesagt, Mann.‹ Hector schüttelt den Kopf über sein großes Pech.

›Was ist mit dem Typen, von dem ihr die Pistolen habt?«, fragt George. ›Habt ihr mit dem darüber geredet?«

›Jorge? Dem kann man gar nix erzählen, Mann. Der wär hingegangen und hätte sich die Karre selbst geschnappt.‹ Der Junge runzelt die Stirn. ›Jorge, Mann, der dreht durch, wenn er hört, dass die Knarren weg sind.‹

›Eins würde mich interessieren, Hector. Sagt dir der Name Jaime Colon was? El Corazón?«

George hat die Frage so sachlich wie möglich gestellt, aber Hector erstarrt. Er fährt zurück, kneift die Augen zusammen und blickt fassungslos.

›Corazón?«

»Du weißt, wer das ist?«

»Ese. Glauben Sie etwa, ich kenn Corazón nich? Hab ihn oft gesehen, Mann.«

Der Richter bemüht sich, keine Regung zu zeigen.

»Wo hast du ihn gesehen?«

Hector überlegt, den Blick ins Leere.

»Dienstagabend, Mann. Meine Ma, Mann, die verpasst keine von diesen Telenovelas. Sie liebt den Typen, Mann. »*Mira, mira, El Corazón.*« Ist total *loca* nach ihm.«

Draußen auf dem Flur spricht Gina George an.

»Glauben Sie ihm?«

»Mehr oder weniger.«

»Ich will drei für ihn. Und zwei für den kleinen Bruder. Die Pistolen waren nicht geladen.«

»Das ist zu wenig.«

»Kommen Sie, Richter. Das erste Erwachsenendelikt.«

Er muss daran denken, wie er sich gefühlt hat, als er in die Pistolenmündung blickte. Instinktiv will er sechs sagen, aber das haben die Angeklagten im Warnovits-Fall für die Vergewaltigung von Mindy DeBoyer bekommen.

»Gina, ich hab einen Arm in der Schlinge. Und beide Jungs sind im Jugendgericht alte Bekannte. Fünf und drei hört sich für mich angemessen an. Das werde ich dem Staatsanwalt sagen.«

Marina, die nach den Festnahmen so schnell sie konnte von ihrer Konferenz zurückgefahren ist, hat die Vernehmung verpasst. Sie kommt gerade aus dem Empfangsbereich, als George und Abel auf dem Weg zur Tür sind. Grissom gesellt sich zu ihnen, und zu dritt schildern sie ihr, was sich ergeben hat. Marina stellt mehrere Fragen, ehe sie gehen.

»Was denken Sie?«, fragt George sie, als sie die Wache verlassen. Sie wirkt irgendwie teilnahmslos, ohne ihren üblichen Schwung. Aber eigentlich ist das auch kein Wunder, immerhin hat sie nach den Ereignissen im Parkhaus und ihrer Hin- und Herfahrrerei bestimmt eine Nacht nicht geschlafen.

»Ich denke, keiner der halbwegs bei Verstand ist, liefert Corazón ans Messer- ob sechs, sechzehn oder sechzig.«

George verkneift sich eine Bemerkung, aber Marina hat sich regelrecht in Corazón verbissen.

»Aber das spielt keine Rolle mehr«, fügt sie hinzu.

»Wieso nicht?«

»Ich hab auf der Rückfahrt einen Anruf vom FBI bekommen. Ich hab Ihnen doch von dem Schnüffelpogramm erzählt, das sie auf Ihrer Festplatte installieren wollten, wissen Sie noch? Als ich ihnen den Brief rübergeschickt hab, den Koll bekommen hatte, ist es ihnen wieder eingefallen. Sie haben nur eine Sache rausgekriegt, aber die ist ziemlich interessant. Es geht um die allererste E-Mail, die Sie gekriegt haben, wissen Sie noch? Das FBI hat rausgefunden, von welchem Computer sie kam.«

»Und?«

Trotz ihrer Müdigkeit schafft Marina es, ihm in die Augen zu blicken.

»Von Ihrem. Dem in Ihrem Amtszimmer.«

18

COMPUTERRECHERCHE

George steht mit Marina und Abel auf dem Bürgersteig vor der Wache des 2. Reviers und ringt um Fassung. Es ist Schichtwechsel, und die Streifenwagen parken in Zweierreihen auf dem kleinen Platz hinter dem Gebäude, während Uniformierte meist paarweise im schwindenden Licht eines milden Spätfrühlingstages kommen und gehen. In einem verwilderten Park auf der anderen Straßenseite blühen noch ein paar Bäume. Der Rasen um sie herum ist mit Abfall übersät und ungemäht. George tut der Arm weh. Er braucht wieder eine Schmerztablette.

»Mein Computer?«, fragt er. »Die erste Mail kam von meinem Computer?«

»Jawohl, Sir«, antwortet Marina. »Die Techniker vom FBI haben die forensische Software durchlaufen lassen und die Daten Ihrer Festplatte wiederhergestellt, so konnten sie sehen, was alles mal drauf war. Ich meine, der Gedanke liegt eigentlich nahe, dass eine Mail, die zu Ihrem Computer zurückgeschickt wurde, auch von dort gekommen ist. Aber da die übrigen E-Mails über ein offenes Relay gegangen sind, hatten die Techniker das eigentlich ausgeschlossen. Sie haben die forensische Software nur laufen lassen, um Ihre Ausgabe der Nachricht, die Koll erhalten hat, noch mal zu überprüfen, ob sie auch nichts übersehen hatten. Aber wo sie schon mal dabei waren, haben die Techniker noch ein bisschen rumgesucht, um sich die allererste E-Mail anzusehen – die, von der Sie dachten, Sie hätten sie gelöscht –, und als sie die Nachricht wiederhergestellt hatten, da wollten sie ihren Augen nicht trauen. Die kam nämlich von Ihrer IP-Adresse, durch den Server vom Gericht. Das war merkwürdig, weil in Ihrem Gesendet-Ordner keine Kopie war. Sie haben schon an einen superraffinierten Schwindel geglaubt, und dann

hat einer von ihnen vorgeschlagen, auch den Gesendet-Ordner wiederherzustellen, und voilà. Die Mail war gelöscht worden.«

»Und was ist mit den anderen Mails, die ich erhalten habe?«

»Nichts. Das FBI sagt, die erste Mail ist die einzige, die von Ihrem Computer abgeschickt wurde. Die danach haben einfach Ihre Adresse imitiert – von denen ist keine Spur auf Ihrer Festplatte.«

»Und was schließt man daraus, Marina? Dass ich mich selbst bedrohe?«

Marinas Mund zuckt. »Fragen Sie mich, oder fragen Sie das FBI?«, antwortet sie schließlich.

»Ach, das darf nicht wahr sein.« Mehr bringt George nicht heraus.

»Euer Ehren, es wäre nicht das erste Mal, dass irgendein geltungssüchtiger Idiot sich selbst bedroht. Das kommt andauernd vor.«

Deshalb hat das FBI die forensische Software eingesetzt. Weil irgendwem aufgefallen war, dass sie den ersten logischen Verdächtigen noch nicht von der Liste gestrichen hatten. Trotz seiner Empörung wird George klar, dass er als Täter wahrscheinlich einleuchtender ist als Corazón.

»Marina, John Banion war bei mir, als eine der ersten Mails kam. Die, nach der wir Sie gerufen haben? Ich hätte sie mir gar nicht selbst schicken können.«

Sie zuckt mit der Schulter. »Zwischen Abschicken und Empfangen können zwanzig Minuten liegen, Richter.«

»Und welches Motiv soll ich haben?« Aber das liegt auf der Hand, als er kurz darüber nachdenkt. Er will schließlich wiedergewählt werden, und da kann es ihm zugute kommen, wenn er in der Öffentlichkeit als Held dasteht. »Denken Sie, ich hätte auch die Sache mit meinem gebrochenen Arm arrangiert?«

»Es ist eine Theorie, Richter. Meinen Sie, ich würde so mit Ihnen reden, wenn ich das wirklich glauben würde?«

Bis zehn zählen, denkt er, und sagt jede Zahl langsam im Kopf auf.

»Aber überlegen wir doch mal, wer es tatsächlich ist«, sagt sie, »und schließen wir Anwesende aus. Wir suchen jemanden, der Zugang zu Ihrem Computer hat.«

»Niemand hat Zugang zu meinem Computer. Im Ernst, Marina. Wenn sich irgendwer an meinen Schreibtisch setzen und lostippen würde, müsste er eine Menge Fragen beantworten.«

»Es würde keine dreißig Sekunden dauern, ›Du bezahlst‹ zu tippen, wenn Sie mal kurz das Büro verlassen haben.«

Während er versucht, das Ganze zu begreifen, denkt George an die ersten Mails zurück.

»Also wenn ich das richtig verstehe«, sagt er, »dann ist die erste E-Mail, die mit dem Wortlaut ›Du bezahlst‹, von meinem Computer abgeschickt worden. Und dann schickt jemand dieselbe Nachricht zweimal am selben Tag von einem anderen Computer ab.«

»Genau.«

»Warum?«

»Offenbar um Ihre Aufmerksamkeit zu erregen.«

»Nein. Ich meine, warum benutzt derjenige überhaupt meinen Computer? Hätten wir das schon längst merken sollen? Ist das wie bei den Nachrichten auf mein Handy? Oder zu mir nach Hause? Will Nummer eins zeigen, dass er ganz nach Belieben in meine Privatsphäre eindringen kann?«

Eine Augenbraue schnell hoch. »Was für Nachrichten zu Ihnen nach Hause?«

»Nur eine«, sagt George, aber einen Moment lang fürchtet er, sie könnte ihn ohrfeigen.

»Sie sind ein schrecklicher Patient«, sagt Marina schließlich.

»Akzeptiert.«

Sie braucht noch einen Augenblick, um sich zu beruhigen. Jetzt sind sie mehr oder weniger in derselben Stimmung, beide verärgert und bemüht, darüber hinwegzukommen.

»Tja, Euer Ehren«, sagt sie schließlich, »wenn Sie merken sollten, dass die E-Mail von Ihrem Computer kam, warum sie

dann löschen? Die Techniker sagen, beide Kopien – die empfangene Nachricht und die Sicherungskopie von der versendeten – wurden gleichzeitig gelöscht. Etwa sechs Stunden nachdem die Nachricht rausgegangen war.«

»Soll das heißen, sie wurde nicht versehentlich gelöscht?«

»Sieht nicht so aus.«

»Ich komm nicht mehr mit«, sagt George.

»Okay«, sagt Marina, »aber überlegen wir doch mal. Es muss jemand sein, der unbemerkt in Ihr Amtszimmer konnte, als Sie mal kurz nicht da waren. Und das zweimal an dem Tag. Sagen Sie mir, wer das ist.«

»Wissen Sie, um welche Uhrzeit?«

Marinas kleines Notizbuch steckt in der Tasche ihres Kakibla-zers.

»Abgeschickt um 9.42 Uhr. Um kurz vor vier aus beiden Ordnern gelöscht.«

»Dann sind also beide Male eindeutig noch andere Leute im Büro?«

»Sieht so aus. Kennt außer Ihnen jemand das Passwort für Ihren Computer?«

»Dineesha.«

»Nur Dineesha?«

Die Wahrheit trifft ihn wie aus heiterem Himmel. Zeke. Also doch Zeke. Es ist eine erwiesene Tatsache, dass er hemmungslos in den Sachen seiner Mutter herumschnüffelt. Sie hat sich das Passwort irgendwo notiert, und Zeke hat es gefunden. Der Richter spricht seinen Namen aus.

»Den Gedanken hatte ich auch schon«, sagt Marina. »Gleich als Erstes, als der Anruf vom FBI kam. Aber die erste Mail wurde an einem Freitag abgeschickt. Als Zeke in St. Louis war. Und wir haben eben bei der Firma nachgefragt. Er hat ein Alibi.«

Ein Alibi, aber keinen Arbeitsplatz mehr, denkt George. Zekes Arbeitgeber in St. Louis wird ihn keinen Tag länger behalten,

nachdem das FBI sich nach ihm erkundigt hat. Pech für Zeke. Das ist die Kehrseite seiner Geschichte. Aber wie immer empfindet George am meisten Mitleid mit Zekes Mutter.

»Na schön«, sagt er. »Wo waren wir?«

»Dass nur Dineesha das Passwort für Ihren Computer kennt.«

»Richtig.« Er überlegt. »Aber wenn ich gerade am Computer gearbeitet habe und nur mal kurz aus dem Büro gegangen bin, für wie lange wäre dann der Sicherheitsmodus nicht aktiviert worden, fünfzehn Minuten?«

»Eher zehn«, sagt Marina. »Also, mal angenommen, jemand ist in dem Moment in Ihr Büro gegangen und hat ganz kurz was getippt. Wer käme da infrage?«

»Alle meine Mitarbeiter.«

»Okay. Diese Gruppe hat dann auf jeden Fall Priorität. Aufgrund des Timings. Wer könnte sonst noch in Ihr Büro?«

»Manchmal kommt eine Kollege oder eine Kollegin vorbei, um einen Entwurf reinzureichen. Inzwischen schicken wir uns normalerweise E-Mails, aber wenn es noch ein Problem zu besprechen gibt, bringen mir die Kollegen ihre Stellungnahme auch schon mal persönlich. Ich schätze, wenn ich das erste Mal nicht da war, dann hätte der oder die Betreffende einen Vorwand gehabt wiederzukommen.«

»Und können wir nachvollziehen, mit welchen Richtern Sie gearbeitet haben?«

»Das Gerichtsjahr geht zu Ende, Marina. Im letzten Monat hab ich vermutlich mit jedem Entwürfe ausgetauscht, angefangen mit dem Chefrichter.«

»Okay. Also infrage kommen Ihre Mitarbeiter. Die Richter. Und?«

»Vielleicht deren Assistenten. Wäre möglich. Aber wenn es um jemanden geht, der einfach an Dineesha vorbeispazieren kann, dann müssen wir auch Leute aus Ihrer Abteilung hinzurechnen. Murph und Sie.«

»Wir setzen mich auf die Verdächtigenliste, gleich nach Ihnen.

Wer noch?«

»Unsere Computertechniker. Leute von der Hausverwaltung. Mehr nicht.«

»Okay. Wo fangen wir an?«

»Womit anfangen?«

»Na ja, ich würde gern Ihre Mitarbeiter befragen.«

George weiß, wie das ablaufen wird. Schonungslose Verhöre. Dineesha, John, Cassie, Marcus. Sie wird sie in die Mangel nehmen, beschuldigen. Die Vorstellung behagt ihm ganz und gar nicht, und das sagt er ihr.

»Haben Sie eine Vermutung, wer es am ehesten sein könnte? Wen wir uns zuerst vornehmen sollten?«

»Kann ich einmal drüber schlafen?«

Marina ist einverstanden. Abel wird George zurück zum Gericht fahren, dann nach Hause. Als sie den Van erreichen, schnippt George mit den Fingern und trabt zurück aufs Revier zu Grissom.

»Eins hab ich vergessen«, sagt er. »Wo ist mein Wagen?«

Im Depot, in den Händen der Kriminaltechniker. Selbst wenn sie sich mit der Spurensicherung beeilen, Fingerabdrücke, Fotoaufnahmen, Suche nach Fasern und so weiter, wird es mindestens ein paar Tage dauern, bis die Staatsanwaltschaft den Wagen freigibt.

Grissom lächelt schwach. »Außerdem könnten Sie ohnehin noch nicht fahren, Euer Ehren. Mit dem Arm in der Schlinge.«

»Ordnungshüter«, sagt George zu Abel, als er in den Van steigt.

In seinem Amtszimmer sieht er, dass Banion, die treue Seele, ihm Unterlagen auf den Schreibtisch gelegt hat, Ausdrucke aus einer Zeitschriftendatenbank. Es dauert einen Moment, bis bei George der Groschen fällt. Es ist eine Liste mit Artikeln von Autoren namens Lolly oder Viccino. Auf der ersten Seite sind ganz unten vier Beiträge aus Handarbeitszeitschriften aufge-

führt, die von jemandem namens Lolly Viccino Gardner stammen. Über eine andere Suchmaschine hat John eine Telefonnummer und eine Adresse in Livermore, Kalifornien, gefunden und sie in seiner akkuraten Schrift am Rand notiert.

George wirft einen Blick auf seine Armbanduhr. Dort ist es zwei Stunden früher.

»Ich brauch ein paar Minuten Ruhe, Abel«, ruft er. Abel, der es sich auf dem grünen Sofa bequem gemacht und in einen Taschenbuchkrimi vertieft ist, winkt bloß, als George die Tür schließt.

Warum?, fragt er sich, aber er wählt bereits. Es klingelt viermal, und die Frau, die sich meldet, klingt ein wenig außer Atem, als wäre sie gerannt.

»Mein Name ist George Mason. Richter George Mason. Ich möchte mit einer Frau namens Lolly Viccino sprechen – zumindest war das mal ihr Name.«

Zeit vergeht. »Am Apparat.«

»Und sind Sie die Lolly Viccino, die 1964 am Columa College studiert hat?«, fragt er, obwohl er weiß, dass er sie gefunden hat, weil er die schwache Virginia-Einfärbung in ihrer Aussprache hört.

Lolly Viccino ist unterdessen mit ihren eigenen Spekulationen beschäftigt.

»Geht's um Geld? Sammeln Sie Spenden für den alten Kasten? Denn dann sind Sie bei mir aber an der falschen Adresse, das sag ich Ihnen gleich.«

»Nein, Ma'am«, antwortet er und merkt, dass er selbst sich ein wenig so anhört wie vielleicht vor vierzig Jahren. »Keineswegs. Nein.«

»Und Sie sagen, Sie sind Richter?«

Er wiederholt seinen Titel. »In DuSable.«

»DuSable. Da war ich nie. Sind Sie sicher, dass Sie mich nicht verwechseln?«

»Nein, nein«, sagt er. »Es ist nichts Amtliches.«

»Schade«, sagt sie. »Ich hab schon gehofft, Sie rufen an, um mir zu sagen, dass mir eine entfernte Verwandte ein Vermögen vermacht hat.« Dann lacht sie, ein eigentümlicher Ton, in dem Verbitterung mitschwingt.

»Leider nein«, sagt er.

»Also, warum denn dann?«

Er sagt schließlich, dass er auf dem College in Charlottesville war.

»Und haben wir uns gekannt?«, fragt sie.

»Ich glaube, ja.«

»Sind wir mal zusammen ausgegangen? Ich kann mich nicht erinnern, dass ich mit jemandem von dort näher zu tun hatte.«

»Nein«, bestätigt er.

»Wie haben wir uns denn kennengelernt?«

Es ist so weit. Nie im Leben kriegt er die Worte über die Lippen. Und es wäre grausam, sie an etwas zu erinnern, das sie im hintersten Winkel ihres Gedächtnisses vergraben hat, ob nun aus Gleichgültigkeit oder aus Schmerz. Selbst am Tag nach dem Vorfall war er nicht sicher, wie viel sie noch in Erinnerung hatte. Er antwortet nicht.

»Ich denke nämlich überhaupt nicht mehr an die Zeit«, fügt sie dann hinzu. »Ich fahr auch nicht mehr in die Gegend. Sie?«

Nein, tut er nicht. Nicht mehr, seit seine Eltern gestorben sind. Seine Schwestern leben beide in Connecticut. Er hat sozusagen seine Wurzeln zu Virginia gekappt. Genau wie Lolly Viccino.

»Das ist alles so alt«, sagt sie. »Ich bin froh, dass ich da weg bin. Ich hab auch keinen Kontakt mehr zu Leuten von damals, um ehrlich zu sein. Und wie, sagten Sie, haben wir uns kennengelernt?«

»Wenn ich mich recht entsinne«, sagt er, »sind wir uns auf einer Semesterparty im Herbst über den Weg gelaufen. Und in letzter Zeit hab ich öfter über einiges nachgedacht, was damals passiert ist.«

»Tja, ich bin sicher, ich würde mich nicht erinnern. Ich hab

auch gar keine Bilder aus der Zeit mehr im Kopf. Ich fand alles nur furchtbar.«

»Oh«, sagt er.

»Tut mir leid, aber ich kann Ihnen nicht helfen, Richter ... Mason?«

»Ja.«

Sie zögert. Natürlich kommt ihr der Name irgendwie bekannt vor. Und sie kennt ihn auch. Man kann gar nicht in Virginia aufwachsen, ohne von George Mason zu hören. Eine Universität ist nach ihm benannt, und zahlreiche Straßen. Wenn das nicht wäre, da ist George sicher, hätte sie schon längst aufgelegt.

»Ich glaube«, sagt er, »ich glaube, ich bin einfach neugierig geworden, wie Ihr Leben verlaufen ist.«

»Im Ernst? Und wieso? Wie ist *Ihr* Leben denn verlaufen?«

»Ganz gut«, erwidert er ohne jedes Zögern. »Sehr gut.« Das ist im Grunde die unausgesprochene Frage der letzten paar Monate, und das hier, so wird ihm klar, ist seine Antwort. Er hat das meiste von dem erreicht, was er immer haben wollte. Das kann er schon seit geraumer Zeit sagen, erst recht, seit er die Stelle am Berufungsgericht hat. Seine Familie ist schon immer Eins minus bis Eins plus gewesen, je nach Augenblick. Richter Mason steht morgens meistens mit dem Wissen auf, dass das Leben freundlicher zu ihm war als zu den meisten Menschen.

»Kann ich von mir nicht behaupten«, sagt sie. »Ich komme so gerade eben zurecht. Schon immer. Aber ich lebe, nicht? Immer schön einen Tag nach dem anderen. So geht's doch allen, nicht? Keiner hat's leicht, hab ich recht?«

»Tja, tut mir leid, wenn ich irgendwas getan habe, was Ihr Leben schwerer gemacht hat«, erwidert er. Wenn man ihn zu einer Antwort gedrängt hätte, als er den Hörer abnahm, hätte er gesagt, er wolle sie anrufen, weil ihm das helfen würde, in einem Fall eine Entscheidung zu treffen.

Er dachte, er hätte nach Lolly gesucht, um herauszufinden, wie groß der angerichtete Schaden und ihr Zorn nach vier Jahrzehn-

ten noch waren. Oder um seine derzeitige Einschätzung möglichst bestätigt zu bekommen. Glaubte sie, sie habe sich selbst bestrafen oder demütigen wollen, als sie sich mit Hugh Brierly und seinem Zimmergenossen einließ, oder war sie einfach einem jener grenzenlosen Irrtümer der Jugend darüber aufgesessen, was Spaß machen könnte? War sie irgendwie hintergangen worden? Oder gar gezwungen? Oder war der zynische Gedanke möglich, dass das Geschehen an jenem Abend kein Einzelfall war? Aber wie sich herausstellt, ist es sein größter Wunsch, sie als jemanden anzusprechen, der aus seinem Leben gelernt hat und jetzt klüger ist. Der mit Bedauern zurückblickt. Der sich vor allem um seinetwillen, aber auch um ihretwillen wünscht, er hätte aus einem Augenblick seines Lebens, der zwangsläufig von großer Tragweite war, etwas Freundliches gemacht, nicht etwas Grausames. Und ihr das zu sagen.

»Ach, du Schande«, erwidert Lolly Viccino. »Da können Sie sich hinten anstellen. Sind Sie bei den Anonymen Alkoholikern?«

»Nein.«

»Die predigen einem nämlich andauernd, man soll Kontakt zu Leuten aufnehmen, die man seit anno dazumal nicht mehr gesehen hat, und sich bei ihnen entschuldigen. Deshalb bin ich bei denen ausgestiegen«, sagt sie. »Ich hab keinen Sinn darin gesehen. Wer vergibt mir den ganzen bescheuerten Mist, den ich verzapft habe? Keiner. Das steht fest. Einfach weitermachen. Das ist meine Devise. Die Vergangenheit lässt sich nicht mehr ändern, stimmt's? Hab ich recht? Also vergisst man sie am besten. So seh ich das.«

»Verstehe«, sagt er.

»Manche Leute sind so. Ich bin so. Deshalb kann ich Ihnen leider nicht helfen. Egal, was es war, es ist Schnee von gestern.«

»Klar.«

»Also, danke für Ihren Anruf, Richter Mason.« Jetzt, da sie ihr Lebensmotto bekräftigt hat, möchte sie anscheinend möglichst

schnell auflegen, ehe er sie noch an irgendetwas anderes erinnern kann. Dann ertönt hinter ihr eine Stimme, eine Frau, deren Ankunft Lollys Wunsch, das Gespräch zu beenden, offenbar noch dringlicher macht. Das letzte Wort, das er von ihr hört, als sie den Hörer schon senkt, ist »Merkwürdig«.

19 CASSIE

George Mason kennt Cassandra Oakey praktisch schon, seit sie auf der Welt ist. Knapp einen Monat nach ihrer Geburt hielt er sie in den Armen, und er hat noch deutlich in Erinnerung, wie er einmal einen ganzen Nachmittag lang mit ihr Quartett gespielt hat. Sie war sieben und hatte an dem Tag schulfrei, weshalb Harrison sie mit in die Kanzlei brachte, und George befand sich in dem üblichen Schwebestadium, wenn die Geschworenen sich zur Beratung zurückgezogen hatten. Harry, der geborene Cheerleader, schleppte George mit zu etlichen Tennismatches, die Cassie als Nummer zwei ihres Teams bei den Highschool-Meisterschaften bestritt. Es mangelte ihr an Schnelligkeit, aber sie spielte entschlossen und kraftvoll, und ihre Aufschläge waren regelrechte Granaten.

Aber Cassie Oakey kann ungehindert im Richterzimmer ein und aus gehen, was sie auch reichlich tut, und sie hätte von Georges Mitarbeitern die wenigsten Hemmungen, seinen Computer zu benutzen. Noch gewichtiger ist, dass sie als einzige seiner Mitarbeiter mit ihm im Hotel Gresham war, als sein Handy verschwand. Und Cassie muss in zwei Wochen aufhören, was sie anscheinend nach wie vor als Kränkung empfindet.

»Es muss jemand aus dem Büro sein«, sagt George zu Patrice in der Küche, wo sie aus zwei Plastikbehältern die mitgenommenen Reste eines Restaurantessens picken. »Es gibt sonst niemanden, der sich gleich zweimal an einem Tag an meinen Computer schleichen könnte, wenn ich kurz aus dem Zimmer bin. Cassies Büro ist gleich nebenan. Wer sonst könnte so schnell raus und rein?«

»Ich kann mir das nicht vorstellen«, sagt Patrice.

»Ich kann mir das bei keinem von ihnen vorstellen. Dineesha?«

»Lächerlich.«

»Banion ist seit fast neun Jahren bei mir. Marcus – ich meine, Menschen überraschen einen ja immer wieder, aber wenn Marcus ein Computerfreak ist ...«

»Nein«, sagt Patrice mit Bestimmtheit über Georges silberhaarigen Gerichtsdieners.

»Nein.« Er war schon bei dem Gespräch mit Marina im 2. Revier zu dem Schluss gelangt, was Cassie betrifft, wollte aber noch Zeit, sich selbst zu widerlegen. Ihr Motiv ist rätselhaft. Harrison neigt zu derben Scherzen, und George fragt sich, ob die Sache vielleicht ursprünglich eine Art Streich sein sollte, den Cassie dann nicht mehr zugeben konnte, als keiner die Sache witzig fand. »Es muss irgendwas Psychisches sein. Glaubst du nicht? Irgendwas Ungelöstes mit ihrem Vater? Es ergibt einfach keinen Sinn.«

Patrice stöhnt auf. »Was willst du Harry und Miranda sagen?«

Statt einer Antwort gibt er ein ähnliches Geräusch von sich. Aber der Richter wird seine Assistentin zur Rede stellen müssen, und wenn auch nur, um sie vor sich selbst zu schützen. Nach der Drohung an Nathan Koll kann George diese Eskapade nicht einfach still und heimlich unter den Teppich kehren. Außerdem wird Marina heute Abend noch einmal ihre Notizen durchgehen und feststellen, dass nur Cassie mit ihm auf dem Lunch von der Anwaltskammer war. Seine Assistentin wird morgen ihren Schreibtisch räumen müssen, um der Inquisition durch Marina zuvorzukommen und einen Schaden zu begrenzen, der sie letztlich ihre anwaltliche Zulassung kosten kann. George, in dem noch immer der alte Strafverteidiger steckt, überlegt bereits, wie er die Sache geradebiegen kann, falls Cassie rasch alles zugibt. Er wird Rustys Hilfe brauchen, und die ist nicht garantiert. Keiner kann aus seiner Haut, und Rusty hat schließlich als Staatsanwalt angefangen.

Abends um kurz nach halb neun ruft George Cassie zu Hause an. Eine dringende Angelegenheit, sagt er. Kann sie sich mit

ihm um acht zum Frühstück treffen?

Wie zu erwarten, will sie unbedingt erfahren, worum es geht.
»Der Fall Warnovits? Hast du dich endlich entschieden?«

»Na ja, darum geht's auch«, sagt er. Seit seinem Telefonat mit Lolly am Nachmittag kommt ihm der Fall zum ersten Mal seit Wochen nicht mehr so sehr wie seine persönliche Dosis Jod-131 vor, die ihm zerstörerische Strahlen durch den Körper jagt. »Ich habe beschlossen, selbst eine Begründung zu schreiben. Eine solche Angelegenheit rechtfertigt es wohl, ein wenig ausführlicher zu sein.« Georges Urteilsbegründungen fallen normalerweise eher knapp aus. Er ist der festen Überzeugung, dass ein Richter sich mit möglichst wenig Worten auf das Wesentliche beschränken soll.

»Hab ich was verbockt?«, fragt sie sogleich. »Bei der Verjährung?«

»Deine Arbeit war so gut wie immer. Ich bin sicher, ich werde vieles davon verwenden und dich um Hilfe bitten. Ich will es bloß selbst formulieren.« Ihm fällt ein, dass die Diskussion müßig ist. Morgen Nachmittag wird Cassie schon nicht mehr für ihn arbeiten.

»Worüber willst du denn dann mit mir sprechen?«

»Das sag ich dir besser, wenn wir uns sehen.«

Sie seufzt mit dem für sie typischen Mangel an Respekt und signalisiert damit, dass George eine Nervensäge ist.

»Wo?«

Er hat darüber nachgedacht, ehe er zum Hörer griff, und eine grandiose Idee gehabt.

»Wie wär's mit dem Hotel Gresham?« Wenn Cassie ein Gewissen hat, und davon ist er nach wie vor überzeugt, wird sie sich dort nicht wohl fühlen und vielleicht schneller zugeben, was sie getan hat. Erwartungsgemäß wendet sie ein, dass das Hotel zu weit vom Gericht ist.

»Das einzige Restaurant in der Stadt, wo ich Schinkenspeck esse«, sagt George. »Handgeschnitten und in Virginia geräu-

chert. Wenn du sündigst, Cassandra, gehst du immer zurück zu deinen Wurzeln.«

George denkt erst am nächsten Morgen an seinen Sicherheitskonvoi. Polizeischutz ist jetzt unnötig, da nichts darauf hindeutet, dass Cassie etwas anderes als bloßen Psychoterror im Sinn hat. Dennoch, irgendwer wird vermutlich auftauchen. Marina wird nicht so schnell zugeben, dass sie mit ihrem Verdacht falsch lag. Allerdings besteht das praktische Problem, dass George derzeit kein eigenes Auto hat, um zur Arbeit zu fahren. Er spricht Marina auf die Mailbox, dass er auf eigene Faust ins Gericht kommen wird, und bestellt ein Taxi, das ihn gegen halb acht vor dem Hotel Gresham absetzt. Er betritt die protzige Lobby – ein Relikt aus der wirtschaftlichen Blütezeit im späten 19. Jahrhundert, mit riesigen Marmorsäulen und einer vergoldeten Decke, an der sich Cherubim tummeln – und versucht, sich zu erinnern, wo der Salon liegt, in dem das Frühstück serviert wird.

Eine mollige, freundliche Frau vom Sicherheitsdienst bietet ihm ihre Hilfe an. Sie trägt einen Blazer, und unter ihrer Frisur lugt ein weißer Ohrhörer hervor.

»Sie sind der Richter, nicht? Ich hab Sie neulich Abend im Fernsehen gesehen. Wie geht's Ihnen?«

In den letzten vierundzwanzig Stunden hat er häufig erlebt, dass Leute ihn anstarrten, eine ausgesprochen unangenehme Erfahrung. Sein Vater war immer dagegen, zu viel Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

»Dem Arm geht's heute Morgen schon deutlich besser.«

»Freut mich zu hören. Wir haben gestern alle über Sie geredet. Als ich von der Sache in den Nachrichten hörte, war ich sicher, dass ich Sie kenne. Sie sind der Richter, der letzten Monat hier sein Handy verloren hat, nicht?«

Als er nickt, erhellt sich ihre Miene vor Stolz auf ihr zuverlässiges Gedächtnis.

»Sie haben es wiederbekommen, nicht?« »Nein. Es ist noch nicht wieder aufgetaucht.« »Wieso denn das? Ich bin mir ziemlich sicher, dass jemand von Ihrem Büro hier war, um es abzuholen, nachdem Lucas es in der Nähe des Ballsaals gefunden hat. Stimmt das nicht?«

Er verneint ein zweites Mal, ehe ihm aufgeht, dass sie sich ihrer Sache sicher ist. Sie führt ihn zum Büro ihres Chefs, nicht viel mehr als ein Wandschrank, dessen Tür kunstvoll in der dunklen Täfelung versteckt ist. Sie warten, bis Emilio, der Boss, die Unterlagen aus der Akte gekramt hat. Dann zeigt er dem Richter die rosa Kopie eines Formulars, das das Fundbüro in dreifacher Ausfertigung unterschreiben lässt, wenn wiedergefundene Gegenstände dort abgeholt werden. Am 26. Mai, einen Tag nachdem George sein Handy verlor, hat John Banion die Herausgabe mit seiner Unterschrift bestätigt.

George hat den Portier bereits gebeten, ein Taxi zu rufen, als ihm Cassie einfällt, und er hastet zurück zum Salon. Ein großes Glas Orangensaft steht vor ihr auf dem edlen Porzellan.

Er traut Cassies Verschwiegenheit nicht – sie besitzt praktisch keine –, aber es tut ihm entsetzlich leid, dass er sie verdächtigt hat, und die beste Erklärung für das Treffen hier bietet das Formular vom Fundbüro. George erklärt einigermaßen geschickt, dass er damit gerechnet hat, es hier vorzufinden.

»Ha«, sagt Cassie, während sie es studiert. »Ich hab mir schon gedacht, dass es John sein könnte.«

»Wirklich?«

»Erst seit gestern Nachmittag. Marina ist gekommen, um deinen Computer abzuholen.«

»Das hat sie gar nicht erwähnt«, sagt der Richter verärgert, obwohl er Marina zugestehen muss, dass die Notwendigkeit, den Computer als Beweismittel sicherzustellen, für sie wohl auf der Hand lag.

»John ist tatsächlich reingekommen und hat gefragt, was sie da macht und warum. Ich fand ihn seltsam. Noch seltsamer als

sonst.« Sie schüttelt ihr kurzes Blondhaar. »Ehrlich gesagt, George, ich hab mich immer gefragt, ob der Typ vielleicht ein heimlicher Axtmörder ist.«

»Im Ernst? Mir ist er immer bloß schrecklich einsam vorgekommen, Cassie.«

Sie zuckt die Achseln. Nicht, dass sie die Außenseiter, die Unangepassten dieser Welt verachtet, sie kann sie nur einfach nicht begreifen. Aber George vertraut auf Cassie. Sie hat unendlich viel Mitgefühl für die Benachteiligten. Irgendwann wird sie erkennen, dass Leiden viele Gesichter hat.

»Hast du vielleicht eine Ahnung, was er für ein Motiv haben könnte?«, fragt George.

»Er ist nicht gerade verrückt nach mir.«

»Du hörst bald auf.«

»Stimmt.« Erneut zuckt sie mit den Schultern. »Ich meine, es war eine miese Sache, George. Aber ein Typ wie John – ich frage mich, ob der überhaupt begreifen kann, wie beängstigend das für dich war. Verstehst du, du bist Richter, ein gewaltiger Berg. Ich glaube nicht, dass er das schnallt.«

Die Bedienung stellt die Teller vor sie hin. Das Essen und die traurige Wahrheit über Banion lassen sie einen Moment in Schweigen versinken.

Als sie anfangen zu essen, sagt Cassie unvermittelt: »Ich müsste dich eigentlich gut genug kennen, um zu wissen, dass das nicht dein Ernst war mit dem Appetit auf alte Sünden.« Sein Herz verkrampft sich, weil er glaubt, sie will ihm sein mangelndes Vertrauen zu ihr vorwerfen, doch stattdessen deutet sie auf seinen Teller. »Kein Schinkenspeck«, sagt sie.

20 VERGEBEN

Als der Richter und Cassie kurz nach neun im Büro eintreffen, gibt es zwei Probleme. Erstens, er hat keinen Computer. Zweitens, John, der immer um acht anfängt, ist nicht da.

Eine Computerspezialistin vom Technischen Dienst besorgt ihm schließlich einen Rechner, der seinem alten angeblich gleicht wie ein Klon dem anderen. Und wie nicht anders zu erwarten, stürzt das Ding ab, kaum dass die junge Frau gegangen ist. George flucht noch immer, als Dineesha Johns Ankunft meldet.

George bezweifelt, dass Dineesha genau weiß, was los ist – Cassie musste ihm hoch und heilig schwören, den Mund zu halten, ein Versprechen, das nicht einmal sie so schnell brechen kann –, aber Dineesha spürt intuitiv, dass ihre kleine Bürowelt aus dem Lot geraten ist, zumal der Richter mehrmals nach Banion gefragt hat. Mit einer seltsam förmlichen Geste und einem ernsten Ausdruck in ihrem rundlichen Gesicht führt sie John herein.

Wie immer gelingt es Banion nicht ganz, dem Richter in die Augen zu sehen. Stattdessen hält er ihm einen Briefumschlag hin.

»Was ist das?«, fragt George.

»Ich habe beschlossen zu kündigen, Euer Ehren. Zum Ende des Gerichtsjahres.«

George nimmt den Umschlag nicht sofort, da ihm klar wird, dass er noch einen letzten Funken Hoffnung hatte, sein Verdacht gegen John würde sich ebenso in Luft auflösen wie der gegen Cassie, lediglich ein weiteres Missverständnis auf einer Liste, die in letzter Zeit beeindruckend angewachsen ist. Aber Johns Kündigungswunsch kann nur eine Bedeutung haben: Die Suche

nach # 1 ist vorbei. Das Schweigen zwischen ihnen zieht sich hin. Es könnte als vielsagend bezeichnet werden, doch für George sind solche Augenblicke mit seinem Assistenten nichts Ungewöhnliches. In Johns Gegenwart ist die Frage, wer nun als Nächster das Wort ergreifen sollte, häufig ein Rätsel, das es mit dem um den Anbeginn der Zeit aufnehmen kann.

»Das ist sehr schade, John. Nehmen Sie bitte Platz«, sagt der Richter. Banion hat den Brief mehr oder weniger auf Georges Schreibtisch geworfen und schon einen Schritt in die andere Richtung gemacht. »Wie soll es denn mit Ihnen weitergehen?«

Beim Frühstück hat George zu Cassie gesagt, dass er erst mit John reden will, ehe er Marina einschaltet. Doch im Grunde weiß er gar nicht genau, was er damit bezweckt. Er war nie sicher, ob ein Geständnis an sich gut für die Seele ist. Und in der Rechtswelt ist es ohne eine Gegenleistung nur selten von Vorteil – so viele von Georges Mandanten haben ihre Lage dadurch nur verschlechtert, dass sie gleich nach ihrer Verhaftung ein Geständnis ablegten. Zudem würde er es nicht über sich bringen, Banion unter Druck zu setzen, um ihm die Wahrheit zu entlocken. Cassie hat die Sache auf den Punkt gebracht. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit waren Banions Handlungen eine Folge seiner Isolation, seiner Unfähigkeit zu erkennen, welche Bedeutung sein Tun für andere hat. Selbstverständlich ist das die emotionale Synopsis einer jeden Straftat. Weshalb auch jeder Straftat im Kern etwas Erbärmliches anhaftet.

»Ich habe nichts Neues, Euer Ehren. Noch nicht. Das Bundesstaatsgericht von Alaska hat eine Assistentenstelle ausgeschrieben. Vielleicht bewerbe ich mich darauf.«

»Alaska? Weiter weg geht's wohl nicht, was? Laufen Sie vor jemandem davon?«

Jeder Prozessanwalt neigt gelegentlich dazu, sich für einen Schauspieler von Broadwayformat zu halten, George dagegen hat im Gerichtssaal festgestellt, dass sein Spektrum begrenzt ist

– stille Verachtung für Lügner, eine sympathische Würde, wenn er Geschworene zu einem Freispruch bewegen möchte. Aber er war nie gut darin, Emotionen zu vermitteln, die er nicht wirklich empfindet, und auch jetzt ist ihm das nicht gelungen. Er schafft es nicht, bei den letzten Worten ein überzeugendes Lächeln aufzusetzen. Stattdessen kommen sie ihm mit einem eisigen vorwurfsvollen Unterton über die Lippen, und mehr braucht John nicht. Das sanfte Gesicht des zweiundvierzigjährigen John Banion schrumpelt wie ein fauler Apfel; er wird rot, genau wie Georges Söhne vor fünfundzwanzig Jahren, fängt haltlos an zu schluchzen und löst dieselbe schuldbewusste Peinlichkeit aus, die George immer empfindet, wenn er sich plötzlich in der Welt der Erwachsenenjustiz nicht mehr wohlfühlt.

»Das bin nicht ich«, sagt John dann. »Das bin nicht ich.«

Wider alle Vernunft spürt George, wie ihm leicht ums Herz wird.

»Wer dann?«, fragt er. Aber John kann ihn vor lauter Weinen nicht hören.

»Das bin nicht ich, dass ich so was mache, Euer Ehren. Wirklich nicht. Nein.«

John muss die Worte x-mal wiederholen, selbst dann noch, als George alles verstanden und mehrfach »Ich weiß« gesagt hat.

»Ich verstehe einfach nicht, *warum*, John.«

Daraufhin schnappt Banion nach Luft. »Genau deshalb«, sagt er und heult weiter.

»Weshalb?«

»Weil Sie es nicht verstanden haben.«

»Was habe ich nicht verstanden?«

»Ich musste es mir *ansehen!*«, schreit John und wird vor Zorn ganz starr. »Ich musste mir dieses furchtbare, widerliche Videoband ansehen. Sie selbst haben es nicht ertragen, also haben Sie es mir aufgehalst. *Mir!* Zehnmal, zwanzigmal, damit ich all die scheußlichen Sachen beschreiben konnte. Es war widerlich!« Banion spricht das letzte Wort mit solcher Wut aus,

dass er spuckt. Wie er so dasitzt, in sich zusammengesackt auf dem schwarzen Lehnstuhl vor dem Schreibtisch des Richters, ist er ein sabberndes, zitterndes, heulendes Häufchen Elend. Seine Haut hat die Farbe eines Sonnenaufgangs, und sein Gesicht ist nass bis runter zum Kinn. Aber in Georges Augen ist er ein neuer Mensch, nicht weil er weint – keiner kann mit John zu tun haben, ohne dessen Kummer zu spüren. Nein, schockierend ist einfach die Tiefe seines Zorns.

»Wie konnten Sie mir das antun?« John brüllt inzwischen fast. Auch das ist neu. »Von *ihr* haben Sie das nicht verlangt. Aber von mir! Sie haben nicht mal gefragt, ob es mir was ausmachen würde. Und ich sollte es mir immer wieder ansehen.« Mit ›ihr‹ ist natürlich Cassie gemeint. Und Banion hat recht – er hat mit vielem recht.

George vergräbt das Gesicht für eine Weile in den Händen, ehe er sich schließlich dem Fenster zuwendet und auf den Baldachin aus Baumwipfeln auf der Allee fünf Stockwerke tiefer blickt. So ausgeglichen und freundlich er sich selbst auch sehen möchte, so christusgleich nach dem Vorbild seines Vaters, er kennt sich selbst recht gut, und er hätte erwartet, dass er mit Wut auf John reagieren würde. Schlimmer noch, mit Empörung. Der traurige Mann, der da schluchzend auf dem Stuhl sitzt, hat das Vertrauen des Richters missbraucht, und zwar auch dadurch, dass er sich als abscheulicher Spinner entpuppt hat. Außerdem hat er ein echtes Verbrechen begangen, das sich verheerend auf Georges Leben auswirkte, als er ohnehin schon angeschlagen war.

Aber davon spürt er sehr wenig. Stattdessen, ganz der Sohn seines Vaters, merkt er, dass er sich selbst Vorwürfe macht. Weil er kolossal versagt hat. Seine eigene heimliche Krise hatte ihn derart aus dem Gleichgewicht gebracht, dass er an nichts anderes gedacht hat als an Flucht. Obwohl er wusste, wie zutiefst schockierend die Videobilder waren, hatte er sie John aufgebürdet, ohne auch nur eine Sekunde an die Folgen zu

denken. Und der Richter erkennt, dass seine Fehler auch einer noch böseren Ironie nicht entbehren. So sehr die Last der schlimmen alten Zeit ihn auch ins Trudeln brachte, sie hielt ihn trotzdem gefangen; es waren Überbleibsel einer altmodischen Ritterlichkeit, die ihn erst gar nicht auf den Gedanken kommen ließen, Cassie mit dem Videoband zu betrauen. Und in Wahrheit wäre Cassie für die Aufgabe wesentlich besser geeignet gewesen, wie John deutlich gespürt hat. Sie hätte sich beim Sichten des Bandes wohl nicht gerade die Nägel lackiert oder eine Tüte Popcorn gegessen, aber in gewisser Weise ist Cassie seine weltlichste Mitarbeiterin, was Frauen und Männer angeht. Das Video hätte sie stinkwütend gemacht, sie in der Gewissheit bestärkt, wie die Entscheidung im Fall Warnovits auszusehen hat. Aber sie hätte weitaus gelassener auf das Band reagiert als John und zwar aus einem entscheidenden Grund: Es hätte ihr über das menschliche Universum – oder sich selbst – nichts verraten, was sie seit langem versucht hatte zu verdrängen.

»Und Sie wollen diese Kerle tatsächlich laufen lassen!«, schreit John. »Nach alldem« – er sucht nach einem Wort, aber es will ihm nicht einfallen – »nach all den schrecklichen, schrecklichen Sachen, die sie getan haben, denken Sie im Ernst daran, sie laufen zu lassen, wo sie doch bestraft werden *müssen*.«

»John«, sagt Richter Mason. Er geht um den Schreibtisch herum, um den Mann zu trösten, aber mehr als ein fürsorgliches Schulterklopfen traut er sich nicht. »John, hätten Sie doch was gesagt.«

»Das wäre noch schlimmer gewesen!« John würgt ein Lachen hoch und weint noch lauter. »Euer Ehren«, sagt er, »Euer Ehren, ich wollte Sie doch nicht enttäuschen.«

Menschen sind schon rätselhafte Wesen, denkt George. Wir alle. Jeder von uns. Die eisenharte Logik des Gesetzes, die George so forsch ausgesprochen hat, ist die, dass John sich hätte wehren sollen. Aber wenn er sich Johns Situation einen Moment lang richtig vor Augen führt, muss er erkennen, dass das

gänzlich unmöglich war. Hätte der verschlossene John Banion, der völlig schockiert und überfordert davon war, was diese Bilder in ihm stimuliert hatten, hätte dieser Mann das irgendjemandem gegenüber zugeben können? Kein Wunder, dass er überzeugt war, der Richter wäre von ihm enttäuscht gewesen.

Und es gab noch einen Haken: Wenn Banion etwas gesagt hätte, hätte er aufhören müssen, sich das Video anzusehen.

»John, es tut mir sehr leid«, sagt der Richter und ist selbst verblüfft, wie ernst er das meint. Das ist das Schlimmste dabei: In seiner Blindheit hat George einen absolut tüchtigen Menschen zerstört. Sich selbst überlassen, hätte John möglicherweise für alle Zeit die Konfrontation vermieden, zu der der Richter ihn gezwungen hat. »Ehrlich, John, es tut mir leid.«

Ihm ist klar, dass er vermutlich kein Wort sagen kann, das richtig wäre, aber seine Entschuldigung bewirkt, dass Banion erneut aufheult.

»Seien Sie nicht so großmütig!«, ruft er. »Sie wollen immerzu der beste Mensch sein. Ich bin derjenige, dem es leidtut.« Hier wiederholt sich der gleiche Kreislauf, der zweifellos insgeheim seit Wochen in Gang ist: Wut, dann Schani. Banion fängt wieder für längere Zeit an zu schluchzen, dann hebt er das gerötete Gesicht und die verweinten Augen und blickt den Richter zum ersten Mal direkt an.

»Vergeben Sie mir«, sagt er. »Bitte vergeben Sie mir. Können Sie mir vergeben, Euer Ehren?«

Vergebung, denkt George. Ein Geständnis allein ist vielleicht nicht gut für die Seele. Aber Vergebung immer. Was ist das doch für ein zartes und einfaches Ding, das in diesen Büros seit Wochen herumirrt wie ein sehnsüchtiger Geist.

»Ich vergebe Ihnen, John«, sagt er. »Das tue ich, aufrichtig.« Er tätschelt John ein weiteres Mal die Schulter. Auf seinem Stuhl dreht Banion sich jetzt das schütterte braune Haar um den Finger.

»Ich bin einfach nicht gut darin«, sagt er zu dem Richter.

»Worin?«

Banion schluchzt und schluchzt, dann sagt er: »Ein Mensch zu sein.«

21

DAS URTEIL

AKTENZEICHEN 94-1823
BERUFUNGSGERICHT
FÜR DEN DRITTEN BEZIRK

Das Volk

Berufung nach
Verfahren beim
Kammergericht von
Kindle County

gegen
Jacob I. Warnovits
Kellen Cook Murphy
Trevor Witt
Arden Van Dorn

Verhandelt vor den Richtern Mason, Purfoyle und Kolli.

Richter Mason verfasste folgendes Gerichtsurteil:

Das Gericht befindet über die Berufung der vier Angeklagten gegen die am Kammergericht von Kindle County gegen sie ergangenen Schuldsprüche wegen schwerer sexueller Nötigung und den daraus resultierenden sechsjährigen Gefängnisstrafen. Aus den unten erläuterten Gründen wird das Urteil bestätigt.

Wie so manche Straftat hat auch dieser Fall die Gemüter erhitzt, Herzen gebrochen und das Leben von Menschen für alle Zeit schwer geschädigt. Im Grunde gilt es, erneut eine Frage abzuwägen, über die der Gesetzgeber ausführlich nachgedacht hat: Wie lange und unter welchen Umständen darf eine Bestrafung hinausgeschoben

werden, ehe die Waagschale der Justitia gegen sie ausschlägt?

[Cassie, bitte hier deine Tatsachendarlegung einfügen.]

Das in unserem Bundesstaat geltende Verjährungsgesetz untersagt Strafverfolgungen generell, wenn die Tat mehr als drei Jahre zurückliegt. *[Cassie, bitte entsprechende Gesetzesstelle hier zitieren.]* In den Schriftsätzen der Parteien werden ausführlich die traditionellen Argumente erörtert, die unsere Legislative offenbar bei der Schaffung dieses Gesetzes beeinflusst haben: die Einsicht, dass die Erinnerungen von Zeugen mit der Zeit verblassen; dass sich eine Verteidigung schwieriger gestaltet, wenn Beweismittel verloren gehen; und dass eine unverzügliche Strafverfolgung für größtmögliche Abschreckung sorgt. Vgl.: *Toussie gegen die Vereinigten Staaten*, 397 U. S. 112, 114-15 (1970).

Doch wie Bundesrichter Oliver Wendell Holmes uns vor langer Zeit gelehrt hat: »Das Gesetz beruht nicht auf Logik; es beruht auf Erfahrung.« *[Bitte Zitat überprüfen und Beleg einfügen. (The Common Law?)]* Verjährungsbestimmungen erkennen zudem an, dass Menschen sich mit der Zeit wandeln. Keinem der bekannten Zwecke des Strafrechts – Schutz, Abschreckung und Vergeltung – ist damit gedient, diejenigen zu bestrafen, die sich über geraume Zeit seit ihrer Straftat nichts haben zuschulden kommen lassen, und daher erlaubt das Gesetz ihnen weiterzuleben, ohne eine potenzielle Strafverfolgung fürchten zu müssen. *[Cassie, zitiere den Fall Marion und diverse Kommentare, die Sapperstein in seinem Schriftsatz anführt.]*

Die Entscheidung, unter welchen Umständen der zeitliche Abstand eine Strafverfolgung unterbindet, obliegt der Gesetzgebung. Aufgabe dieses Gerichts ist es lediglich, dem Wortlaut der Gesetzesbestimmung die Bedeutungen

zuzumessen, die ihre Verfasser beabsichtigten. [*Fälle zitieren.*] Der Gesetzgeber sieht vor, dass die dreijährige Verjährungsfrist für den Zeitraum außer Kraft zu setzen ist, um den die Straftat eines Angeklagten aufgrund seiner Verschleierungsmaßnahmen nicht entdeckt oder zur Anzeige gebracht wird. [*Bestimmung zitieren.*] Die Angeklagten führen an, dass diese Bestimmung in diesem Fall falsch angewendet wurde. Sie räumen ein, dass das Opfer während der Tat bewusstlos war, doch sie argumentieren, dass sich die junge Frau aufgrund ihres körperlichen Zustandes nach der Tat durchaus wegen der vermuteten Vergewaltigung an die Behörden hätte wenden können. Der gewissenhafte erstinstanzliche Richter, der die Zeugenaussage zu dieser Frage hörte, war anderer Ansicht. Er stellte in Anbetracht des Alters und der Unerfahrenheit der jungen Frau fest, dass die Angeklagten dem Opfer durch ihre Verschleierung die Möglichkeit nahmen, bei der Polizei glaubhaft Anzeige zu erstatten. Die Angeklagten sehen in dieser Schlussfolgerung einen Revisionsgrund, und zwar mit Hinweis darauf, dass eine weitere Verjährungsausnahme speziell auf minderjährige Opfer abzielt und dass aufgrund dieser Bestimmung erst gar nicht Anklage hätte erhoben werden dürfen. Dementsprechend vertreten sie die Ansicht, dass das Alter des Opfers nicht ordnungsgemäß berücksichtigt wurde.

Über die aufgeworfene Frage haben die höheren Gerichte dieses Bundesstaates zuvor noch keine Entscheidung getroffen. Dennoch ist für uns nicht ersichtlich, wie ein erstinstanzlicher Richter entscheiden könnte, ob die Verschleierung durch die Angeklagten die Entdeckung ihrer Tat verhinderte, ohne sämtliche dazugehörigen Fakten zu berücksichtigen, einschließlich des Alters der jungen Frau und der besonderen Vorteile, die ihre Naivität den Angeklagten zur Verschleierung der Tat bot.

Unsere Auslegung der Verjährungsbestimmungen wird durch eine weitere Überlegung untermauert. Um ihre Tat abzuschwächen, führen die Angeklagten gelegentlich an, dass das Opfer die schwere psychologische Last einer Vergewaltigung nicht erlitten habe, da sie zum Zeitpunkt der Tat bewusstlos war. Dieses Argument ist nicht nur unverfroren, sondern es leidet auch unter der Tatsache, dass es zu viel beweist. Wir glauben der Aussage der jungen Frau, dass sie als jemand, der mit gerade mal neunzehn Jahren alles andere als lebenserfahren war, ein erhebliches Trauma erlitt, als sie schließlich gezwungen wurde, sich dem zu stellen, was vier Jahre zuvor geschehen war. In einem äußerst realen Sinne war die Tat der Angeklagten erst in diesem Augenblick vollendet. Wir sind sicher, dass der Gesetzgeber mit der Schaffung der Verschleierungsklausel auch Straftaten erfassen wollte, deren Bösartigkeit erst bei ihrer Entdeckung voll und ganz spürbar wurde.

Die Frage, wie lange die Strafverfolgung kraft der Verschleierungsklausel hinausgezögert werden muss, ehe die Grenzen eines ordentlichen Verfahrens ein anderes Ergebnis erforderlich machen, ist in diesem Fall unnötig. *[Zitate.]* Der Hauptbeweis für die Tat, das Videoband, befand sich in der Obhut eines der Beklagten, bis es beschlagnahmt wurde, und keiner der Beklagten behauptet, dass es in irgendeiner Weise beeinträchtigt wurde. *[Kollege Koll ist anderer Meinung; er hält das Videoband nach dem Abhörgesetz unseres Bundesstaates als Beweismittel für unzulässig. [Zitat.]* Dieser Punkt wurde weder an diesem Gericht noch im Prozess zur Sprache gebracht, und daher können wir ihn selbst nicht in Betracht ziehen, zumal wir nicht der Überzeugung sind, dass die Zulassung des Videobandes, selbst wenn es unter Umständen hätte ausgeschlossen werden müssen, zu

einem Justizirrtum geführt hat. Wir werden zu dem Schluss durch die möglichen Folgen einer aus diesen Gründen entschiedenen Urteilsaufhebung genötigt. Nach unseren Verjährungsbestimmungen hätte die Staatsanwaltschaft vom Datum der Urteilsaufhebung an ein Jahr Zeit, gegen die Angeklagten ein Verfahren wegen Verstoßes gegen das Abhörgezet einzuleiten, insofern als der Verstoß Teil derselben strafbaren Handlung war, deretwegen sie ursprünglich angeklagt wurden. Da das Videoband in dem neuen Verfahren zugelassen werden könnte, wäre ein Schuldspruch sehr wahrscheinlich. Es stellt in unseren Augen keinen Justizirrtum dar, wenn die Angeklagten für die eine Straftat statt für die andere schuldig gesprochen wurden, zumal die eigentliche Straftat, die sexuelle Nötigung, von dem erstinstanzlichen Richter eindeutig als straferschwerend betrachtet werden könnte, was eine erhebliche Gefängnisstrafe unvermeidlich macht.

Darüber hinaus ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass im Falle einer Strafverschonung oder Strafminderung für einige der Angeklagten mindestens einer von ihnen sowohl wegen des Verstoßes gegen das Abhörgezet als auch wegen Vergewaltigung angeklagt und eine noch längere Gefängnisstrafe erhalten würde, als in diesem Fall verhängt wurde. Jeder Angeklagte, dem dergleichen widerfährt, würde zweifellos erneut dieses Gericht anrufen, um gegen den Justizirrtum, der durch unsere Einmischung verursacht wurde, Berufung einzulegen.] Auch ist eine drei Jahre und zehn Monate nach der Tat eingeleitete Strafverfolgung noch keine Verletzung des Fairnessprinzips. Im Gegenteil, sie ist durchaus noch innerhalb des Zeitrahmens erfolgt, der in anderen Gerichtsbarkeiten zulässig ist, darunter die fünfjährige Verjährungsfrist an Bundesgerichten. [Belege.] Wir kommen daher zu dem Schluss, dass die Strafverfolgung

innerhalb der gesetzlich vorgeschriebenen Frist eingeleitet wurde.

[Cassie: ab hier bitte deinen Entwurf mit meinen Bleistiftänderungen verwenden.]

George hat das alles mit der linken Hand getippt. Er hatte kurz versucht, auch den rechten Arm zu benutzen, und ihn aus der Schlinge genommen, doch schon nach wenigen Tastenanschlägen schoss ihm der Schmerz bis in den Ellbogen. Er zieht den Entwurf aus dem Drucker und geht zu Cassie in das kleine Assistentenzimmer. Sie isst gerade einen Apfel und beißt erneut hinein, während sie die erste Seite liest.

»Überrascht?«, fragt George.

»Ich wusste, wie immer du dich entscheidest, es würde gut sein, Euer Ehren.« So nennt sie ihn höchstens einmal im Monat, und daher fasst er das als Anerkennung auf. Er sagt ihr, sie soll seinen Entwurf vorrangig behandeln, damit Koll und Purfoyle ihn am nächsten Tag bekommen und der Beschluss möglichst Ende der Woche verkündet werden kann.

»Wird erledigt, bevor ich heute Feierabend mache.« Sie reibt sich die Hände. Wonder Woman hat gesprochen.

Der Anblick von Johns leerem Schreibtisch gegenüber Cassies versetzt ihm einen Stich. Er ist jetzt schon seit gut drei Stunden fort. Dineesha hat ihm geholfen, alles in Kartons zu packen. Dann kam George herein, um Johns weiche Hand zu schütteln, eine Geste, die der Richter nach neun Jahren Zusammenarbeit noch immer für angemessen hielt. Sowohl der Richter als auch der Assistent waren nach ihrer Konfrontation eine Stunde zuvor noch ziemlich erschöpft und sagten zunächst so gut wie nichts.

»Was passiert jetzt mit mir?«, fragte John schließlich an der Tür.

Die Frage ist nicht unerheblich. Die Konsequenzen sind dieselben, wie sie es bei Cassie gewesen wären, als er sie für den

Täter hielt: George kann die Sache nicht von sich aus vergeben und vergessen. Marina, die Polizei, das FBI und die Anwaltskammer müssen informiert werden. John drohen eine Haftstrafe und der Entzug seiner Zulassung. Nun, nachdem sein innerlich tobendes Rachedrama in der Welt von Ursache und Wirkung gelandet war, wirkte Banion zutiefst verwirrt.

»John, ich fürchte, Sie müssen sich einen Anwalt nehmen«, sagte der Richter. Dieser Ratschlag war leider auch sein Abschiedswort.

Jetzt, da das Warnovits-Urteil fertig ist und sein Peiniger entlarvt, fühlt George sich wieder so wie vor Jahren, wenn er einen Freispruch erreicht hatte, was selten genug vorkam. Der Anblick seines Mandanten, der nach der immensen geistigen und körperlichen Anstrengung des Prozesses als freier Mann den Gerichtssaal verließ, war für ihn nicht der Beweis dafür, dass die Gerechtigkeit gesiegt hatte – allzu häufig wusste George, dass er einen Schuldigen verteidigte –, sondern Beleg für die Kraft seines eigenen Willens. In dieser Stimmung wurde er zum Wirbelwind, der mit ungeheurer Energie durch den Berg unerledigter Aufgaben fegen konnte, die sich auf seinem Schreibtisch stapelten.

Jetzt trabt er nach unten ins Hauptsekretariat.

»Ich brauche einen Antrag für meine Kandidatur auf Amtsverlängerung«, sagt er zu dem Mitarbeiter. Er füllt das einseitige Formular auf der Stelle aus und bittet um zwei Kopien, von denen er eine hinauf ins Sekretariat des Chefrichters bringt. Rusty sieht George zufällig durch die offene Tür und winkt ihn in sein Amtszimmer.

»Na, das ist heute schon die zweite gute Nachricht«, sagt der Chef, als er das Formular in der Hand hält.

»Welche war die erste?«

»Nathan Koll hat seinen Rücktritt eingereicht, zum Ende des Gerichtsjahres.«

»Du machst Witze.«

»Er sagt, kein Job ist es wert, Todesdrohungen hinzunehmen. Er hat so getan, als wäre alles meine Schuld. Er will, dass ich ihm ein Jahr lang Polizeischutz beschaffe.«

»Meinst du, er verrät den Cops, wo er wohnt, oder sagt er ihnen einfach, sie sollen einen Bereich von einer Quadratmeile abschirmen?«

Sie lachen über Nathan.

»Leider Gottes hat er nicht so viel zu befürchten, wie er glaubt, Rusty.«

Während George ihm die Sache mit John schildert, sinkt der Chefrichter in einen Sessel.

»Nicht zu fassen«, sagt er schließlich. »Was hat er sich bloß dabei gedacht?«

»Du weißt doch, wie bescheuert solche Geschichten laufen«, erwidert George. »Je länger sich John das Video angesehen hat, desto mehr hat er sich aufgeregt und mir die Schuld dafür gegeben, dass ich ihm das zumute. In der Verfassung war er, als ich irgendwann mal kurz aus dem Büro bin und er sich spontan an meinen Computer gesetzt und die erste E-Mail an irgendeine nicht existierende Adresse geschickt hat, weil er wusste, dass sie zurückkommen und auf meinem Bildschirm erscheinen würde.«

»»Du bezahlst?«

»»Du bezahlst.« Danach kamen ihm Bedenken und die Angst, geschnappt zu werden. Wie viele Leute hatten denn Zugang zu meinem PC? Also hat er, sobald ich wieder aus dem Büro war, die ursprüngliche Nachricht und die Kopie in meinem Gesendet-Ordner gelöscht. Und um die Aufmerksamkeit davon abzulenken, dass die Nachricht von meinem Computer geschickt worden war, hat er sie noch zweimal von seinem Computer über einen offenen Relay-Server abgeschickt.

Und das war im Grunde der Zyklus. Wut, Tat, dann Reue und die Angst, erwischt zu werden. Am Anfang war ich vor Sorge um Patrice natürlich zu abgelenkt, um der Sache groß Bedeutung beizumessen. Das wiederum hat John noch wütender

gemacht, sodass er die nächsten Mails bedrohlicher formulierte.«

»Und wo war er, wenn er die Mails geschrieben und verschickt hat?«

»Er sagt, er hat sie fast alle von seinem Laptop abgeschickt, wenn er im Büro war, kaum zehn Schritte von mir entfernt.«

»Moment mal«, sagt Rusty. »War er nicht sogar dabei, als eine von den ersten Nachrichten kam, und hat dir geraten, den Sicherheitsdienst zu verständigen?«

»Natürlich, er hat sie abgeschickt, und während sie noch durchs Internet jagte, ist er zu mir ins Büro marschiert, um meine Reaktion zu sehen.«

»Aber warum hat er dir dann geraten, Marina einzuschalten?«

»Na, erstens einmal, weil er *wollte*, dass ich es mit der Angst kriege. Er musste sich so verhalten, als hätten wir den leibhaftigen Tod gesehen. Und gibt es eine bessere Tarnung, als selbst zu rufen: ›Hilfe! Polizei!‹?«

Rusty stößt ein verbittertes Schnauben aus: Menschen.

»Die andere Sache«, sagt George, »die John wirklich auf die Palme gebracht hat, war der Gedanke, ich würde die jungen Männer laufen lassen. Er wollte unbedingt, dass sie richtig hart bestraft werden.«

»Verpass mir einen Denkkzettel«, sagt Rusty, »indem du ihnen einen verpasst. Da soll noch mal einer sagen, Rache ist sinnlos.«

Die beiden Freunde sitzen jetzt Seite an Seite in Lehnstühlen mitten im riesigen Büro des Chefrichters und tauschen das gleiche wehmütige Lächeln aus.

»Jedenfalls«, sagt George, »als ich ihn in dem Fall weiter mit irgendwelchen Aufgaben betraute, wurde John klar, dass mir die Verjährungsfrage Kopfschmerzen bereitete. Anscheinend hab ich ihm gegenüber was in der Richtung geäußert, am Tag der Anhörung. Das hat ihn prompt zu der Mail mit dem Death-Watch-Link inspiriert. Und nach der Konferenz hat Purfoyles Assistent ihm erzählt, ich würde das Urteil wohl sehr wahr-

scheinlich aufheben wollen. Also hat er die Schraube noch mal etwas angezogen und die E-Mail zu mir nach Hause geschickt. Aber richtig ausgeflippt ist er nach dem persönlichen Gespräch mit mir. Ausgerechnet ich, der Typ, den er immer so bewundert hat, ist bereit, die Handlanger des Teufels freizulassen. Also hat er sein schwerstes Geschütz aufgefahren. Da hatte er schon mein Handy.«

»Und wie ist er drangekommen?«

Offenbar, sagt George, hatte er das Handy im Korridor hinter dem Ballsaal im Gresham verloren. Der Sicherheitsdienst des Hotels fand es am nächsten Tag und rief Banion an, weil der sich erst wenige Stunden zuvor im Auftrag des Richters danach erkundigt hatte.

»John hat gesagt, er sei die ganze Zeit drauf und dran gewesen, es mir zurückzugeben und zu behaupten, das Hotel hätte es gerade erst gefunden, aber da hatte er schon Nachrichten damit verschickt. Ich bin sicher, als er das Handy abgeholt hat, ist ihm gleich der Gedanke gekommen, dass er damit eine prima neue Möglichkeit hatte, mir richtig Angst einzujagen.«

Der Chefrichter fährt sich mit einer Hand durch sein graues Haar, während er grübelt.

»Georgie, glaubst du, der Typ hört Stimmen?«

»Ich glaube, er ist ein verhärmter, einsamer Bursche. Und ich habe ihn an seinem neuralgischen Punkt getroffen.«

»Früher oder später wäre er ohnehin durchgedreht.«

»Das weiß ich eben nicht.« Die Frage wird George weiterhin am meisten beschäftigen. »Er hat zu mir gesagt, ich will immerzu der beste Mensch sein.«

»Stell dir vor«, sagt sein alter Freund.

»Und dass er Angst hatte, mich zu enttäuschen.«

Der Chefrichter betrachtet George einen Moment lang. Er hat seine gute Laune nicht verloren, aber er lächelt nicht mehr, sondern mustert ihn mit einem zusammengekniffenen Auge.

»George, es war nicht deine Schuld.«

»Ich hätte -«

»Nein«, sagt sein Freund. »Du musst kein Heiliger sein. Auch du hast das Recht auf gewisse Grenzen.«

George könnte mehr sagen. Aber Rusty, ein gestrenger Vertreter des Gesetzes, wird die Sache stets nur aus juristischer Perspektive sehen können, wonach John ein Krimineller und alle anderen schuldlos sind. Die beiden Männer schweigen einen Moment, jeder in seine Gedanken versunken.

»Okay«, sagt Rusty schließlich. »Ich verstehe, warum dein Assistent gedacht hat, *du* hättest ihm unrecht getan. Aber wieso hat er dann auch noch Koll aufs Korn genommen?«

»Ach ja«, sagt George. Den Teil hatte er ganz vergessen. »Je mehr John die Drohungen verschärfte, desto größer wurde seine Angst vor den Folgen. Er war wie in einer Endlosschleife gefangen, in der er riskierte, geschnappt zu werden, fürchtete, geschnappt zu werden, und zugleich fürchtete, nicht geschnappt zu werden. Meine Leute wussten, dass Marina und das FBI mit ihren Ermittlungen nicht vorankamen. Aber der einzige Verdacht, den Marina auf meine Bitte hin für sich behalten sollte, war der bezüglich Corazón. Ich wollte einfach keine Hysterie aufkommen lassen. Als John bei der Besprechung mit ihr dabei war und mitbekam, wie sehr sie darauf brannte, Corazón zu entlarven, war er überzeugt, dass das sein Ausweg wäre. Also hat er versucht, ein paar Hinweise zu fingieren. Ihm fiel ein, dass Koll im Fall Corazón Beisitzer gewesen war. Und aufgrund seiner Gefühle angesichts einer möglichen Aufhebung im Fall Warnovits dachte er sich, es könnte nicht schaden, auch Nathan eine zu verpassen.«

»Na bitte«, sagt Rusty über die Drohung an Koll, »das ist ein Naturgesetz. Selbst die Beulenpest hat was Gutes bewirkt.«

»Aber inzwischen versuchte John, ein Gangmitglied nachzuahmen. Weshalb die Nachricht dann auch aussah wie von einem Siebtklässler.«

»Mit den Schlägern im Parkhaus hatte er nichts zu tun, oder?«

»Die Sache geht allein auf mein Konto. Ich wollte auf die Gefahr spucken, nur um mir selbst zu beweisen, dass ich keine Angst hatte. In einer besseren Gemütsverfassung hätte ich gemerkt, dass diese Kids es auf mich abgesehen hatten.«

»Versprichst du mir, dass du dich in Zukunft zum Relaxen in eine nette Bar verkriechst wie jeder normale Mensch?«

»Ich denk nicht dran. Ich bleib beim Parkhaus. Ich hoffe auf eine dicke Entschädigungszahlung.« George hebt den Arm in der Schlinge.

»Du könntest bei der Berufung Probleme kriegen«, sagt der Chefrichter.

»Jedenfalls, als Marina meinen Computer sichergestellt hat, muss sie John einen Hinweis darauf gegeben haben, dass es um die allererste Mail ging, und da wusste er, dass er geliefert war.«

»Weil?«

»Weil Marina sich auf meine Mitarbeiter konzentrieren würde. Früher oder später würde sie bei dieser Gruppe von Verdächtigen noch einmal genauer ermitteln, wer wie nach dem Handy gesucht hatte. Und außerdem würde John auch ohne Gummiknüppel und grelles Licht in einem Verhör gestehen.«

»Apropos Marina, hast du ihr das alles schon erzählt?«

»Sie hat viermal angerufen. Aber ich möchte, dass John sich erst einen Anwalt besorgt.«

»Oh, danke dir«, sagt der Chefrichter, »heißten Dank. Ich gehe jede Wette ein, dass ich spätestens Ende der Woche einen Brief kriege, in dem uns allen eine Klage wegen unzumutbarer Arbeitsbedingungen angedroht wird. Neben dir sieht Ebenezer Scrooge wie der Arbeitgeber des Jahres aus, weil du den armen John dazu verdonnert hast, sich das schreckliche Videoband wieder und wieder anzusehen.«

»Glaubst du, das kann ihm ein wenig helfen?«

Rusty wackelt mit dem Kopf. »Ein wenig. Wir haben beide schon beklopptere Verteidigungen erlebt. Also, was soll er kriegen, Richter Blutendes Herz?«

»Ich verspreche mir nichts von einer Anklage. Der Mann ist zweiundvierzig Jahre alt, nicht vorbestraft, hat dem Gericht gute Dienste geleistet. Ich hoffe, die Staatsanwaltschaft stimmt einem Diversionsprogramm in Verbindung mit einer Psychotherapie zu.«

»Und womit müssen die beiden Jungs rechnen, die dich überfallen haben?«

»Die beiden Jungs haben mehr als genug Chancen gehabt. Und Banion hat mir nicht den Arm gebrochen. Oder eine Pistole gezückt.«

»Und was ist mit seiner Zulassung?«

»Vorübergehend entzogen. Bis sein Therapeut wieder grünes Licht gibt. Meinst du, du kannst das alles unterstützen, Rusty? Ich bin sicher, Marina verlangt die Todesstrafe.«

»Ganz bestimmt. Aber erst nachdem dein Assistent ein paar Monate in Abu Ghraib gesessen hat.« Rusty denkt nach, wägt ab. »Diversion ist noch immer vertraulich, oder?«

»Genau.«

»Und der vorübergehende Zulassungsentzug. Das ist ein Einzeiler in der Gerichtsakte. Kein Mensch weiß, warum.«

»Genau. Was denkst du, Boss?«

»Ich denke, John Banion ist ein Glückspilz.«

»Weil?«

»Weil ich möchte, dass diese Sache still und leise erledigt wird. Sehr still und leise. Ich werde Marina sagen, sie soll die Ermittlungen vorübergehend einstellen. Zum Wohle des Gerichts. Wenn Johns Anwalt anruft, kannst du ihm sagen, er soll supergeheim und streng vertraulich mit der Staatsanwaltschaft und der Anwaltskammer eine Lösung aushandeln. Unter den Voraussetzungen, die du genannt hast. Mit meiner Zustimmung. Ich wiederhole das gegenüber jedem, der es hören muss.«

»Danke, Rusty.«

»Ich würde dich ja meinen Ring küssen lassen, aber die Wahrheit ist, dass ich das für uns alle mache, mein Freund. Ich

möchte nicht, dass Koll von der Geschichte erfährt, jedenfalls nicht, solange die Tinte auf seinem Rücktrittsschreiben noch nicht trocken ist. Und die Bezirksverwaltung wird innerhalb der nächsten Woche über Marinas Antrag auf Erhöhung des Budgets entscheiden. Besser, die kommen erst gar nicht auf den Gedanken, die Sache mit # 1 wäre bloß eine kleine Seifenoper in deinen Amtsräumen gewesen, sonst überlegen sie sich das mit der Finanzspritze wieder anders.«

»Die Weisheit der Macht.« George erhebt sich.

»Darf ich dich was fragen?«

»Was denn?«

»Die Sache Warnovits«, sagt Rusty. »Ist sie entschieden?«

»Ich hab den Urteilsentwurf fertig.«

»Wurde der Gerechtigkeit Genüge getan?« Nach seinem Auftritt letzte Woche zögert Rusty, vor der offiziellen Bekanntgabe der Entscheidung direkt zu fragen, ob das Urteil bestätigt oder aufgehoben wird. Und George beschließt, als freundlich gemeinte Folter, in diesem Moment noch nicht zu antworten. Stattdessen legt Richter Mason seine unversehrte Hand wie zu einem kurzen Segen auf den Kopf seines Freundes.

»Wir versuchen es«, sagt George. »Wir können es nur versuchen.«